

DROR MOREH

THE

GATEKEEPERS

**Aus dem Inneren des
israelischen Geheimdienstes**

**Aus dem Hebräischen von Ulrike Harnisch,
Helene Seidler und Stefan Siebers**

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

Titel der Originalausgabe: Gatekeepers

All rights reserved

Aus dem Hebräischen von Ulrike Harnisch, Helene Seidler und Stefan Siebers

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © cinephil

Autorenfoto: © cinephil

Gesetzt aus der Minion und der Myriad

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04590-1

Vorwort

Der 4. November 1995 war der Tag, an dem sich mein Leben von Grund auf verändert hat. Seit jener schrecklichen Nacht, in der Ministerpräsident Jitzchak Rabin von einem jüdischen Attentäter ermordet wurde, begleitet mich ein Gefühl von Hoffnungslosigkeit, was die Möglichkeit angeht, im Staat Israel jemals eine bessere Zukunft für unsere Kinder zu schaffen. Schimon Schewes, Rabins Vertrauter und Bürochef, hat dieses Gefühl damals treffend auf den Punkt gebracht: »Mein Staat ist mir verloren gegangen«, sagte er, und das Echo seiner Worte hallt in mir bis heute nach. Vielleicht flackerte ein Hoffnungsfünke auf, als Ehud Barak zum Ministerpräsidenten gewählt wurde und den »Anbruch eines neuen Tages« ankündigte, doch auch dieses Fünkchen erlosch ziemlich rasch.

Die meisten Leute in meiner näheren Umgebung sind seither in Fatalismus verfallen und haben sich mit unserer misslichen existenziellen Situation abgefunden. Ständige Kampfbereitschaft scheint bis auf Weiteres unser Schicksal zu sein, verbunden mit dem erstickenen Gefühl, in einer Sackgasse gelandet zu sein. »Eine Hand am Abzug und eine Hand am Pflug«, formulierten es die Väter des Zionismus, und nach dieser Maxime werden wir hier noch auf unabsehbare Zeit leben müssen. Ganze Schichten der israelischen Gesellschaft haben die Hoffnung, der israelisch-palästinensische Konflikt könne jemals gelöst werden, aufgegeben. Wir haben uns an den hohen Preis, den die israelische Gesellschaft für das Leben auf der Schneide des Schwertes zu zahlen hat, so sehr gewöhnt, dass wir ihn schon fast nicht mehr bemerken. Die Aussichtslosigkeit und der Wunsch, zu verstehen, wie wir in diese Lage geraten sind, haben mich veranlasst, den Dokumentarfilm zu drehen, der im Original den Titel »Die Wächter der Schwelle« (engl. »Gatekeepers«) trägt.

Die Inspiration zu meinem Filmprojekt kam aus mehreren Quellen. Eine von ihnen war der 2003 mit einem Oscar ausgezeichnete Dokumentarfilm »The Fog of War« des amerikanischen Regisseurs Errol Morris. Morris interviewt in diesem Film Robert McNamara, der von 1961 bis 1968 amerikanischer Verteidigungsminister war und mit dem amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy und dessen Nachfolger Lyndon Johnson zusammengearbeitet hat. An seinem Film beeindruckte mich die Kraft, die ein Zeugnis aus erster Hand besitzt, ein Zeugnis aus dem innersten Kern, von dort, wo Amerikas strategische Entscheidungen fallen. Ich staunte über die Enthüllung der Art und Weise, wie Entscheidungen getroffen werden, die das Schicksal von Millionen Menschen bestimmen. Der Film und Robert McNamara blicken zurück und analysieren im Nachhinein die Qualität der getroffenen Entscheidungen, wobei sie den zerstörerischen Einfluss simpler Fehler bei der Einschätzung der Lage bloßlegen.

Ein weiterer Anstoß zu meinem Film »Die Wächter der Schwelle« war ein Gespräch, das ich für einen anderen Film führte: »Scharon«. In diesem Film wollte ich anhand von Interviews mit Personen aus dem innersten Kreis des damaligen Ministerpräsidenten Arik Scharon ergründen, was ihn zu der Entscheidung gebracht hatte, die Siedlungen im Gazastreifen zu räumen. Was hatte den ›Vater der Siedlungen‹ veranlasst, 17 Siedlungen im Gazastreifen und vier weitere im Westjordanland, deren Errichtung er selbst in die Wege geleitet hatte, zu evakuieren?

Dov Weissglas, Scharons Bürochef von 2003 bis 2006, erklärte mir: *»Die Genfer Friedensinitiative für den Nahen Osten aus dem Jahr 2003 legte ein politisches Programm vor, das nicht auf dem Versiegen des Terrors als Vorbedingung bestand. Die Tatsache, dass ein solches Programm von 40 Prozent der Bevölkerung unterstützt wurde, bereitete Ariel Sorgen. Er sah darin ein Zeichen der Schwäche, der Müdigkeit und einer großen Sehnsucht nach einem Abkommen, die er nicht mehr ignorieren durfte. Schauen Sie mal, sagte er mir, so viele Menschen sind zum Verzicht auf das bereit, was in unseren Augen das Basisaxiom darstellt; sie sind bereit, auf den Grundsatz zu verzichten, dass es keine politische Vereinbarung geben kann, solange der*

Terrorismus sich auf dem Gebiet der Palästinensischen Autorität noch frei bewegt. Scharon stand vor einem Problem. Andere Dinge kamen hinzu, wie das Interview mit vier ehemaligen Chefs des Schin Bet, wie der Brief der Kampfpiloten und der Brief der Offiziere aus dem Generalstab. Das war nun kein Protest mehr aus den Reihen jener Gruppen, die wir als Protestler kannten, von Wehrdienstverweigerern und der extremen Linken, die wir, sagen wir mal, nicht weiter ernst nahmen. Was Scharon betraf, so betrachtete er diesen neuen und anderen Protest als etwas, mit dem man sich ernsthaft auseinandersetzen musste. Einen Teil der Namen kannte er, er wusste, dass es sich um Leute handelte, denen nicht nur Israels Sicherheit am Herzen lag. Es waren Bürger und Kämpfer, die viel zur Sicherheit des Staates beigetragen und ihr persönliche Opfer gebracht hatten. All das führte dazu, dass er die Dinge aus einer anderen Perspektive sah. Das Problem war kein rein politisches mehr; es musste als inneres Problem unserer Gesellschaft verstanden werden.«

Ich weiß noch gut, dass aufgrund der Worte von Weissglas die Idee Gestalt annahm, alle ehemaligen Schin-Bet-Chefs zu interviewen und anhand ihrer Geschichte auch die Geschichte des israelisch-palästinensischen Konflikts seit 1967 zu erzählen.

Die Chefs des Schin Bet selbst fragten mich mehr als einmal, warum ich gerade sie ausgewählt hätte. Die Antwort lautet ganz einfach: Weil der israelisch-palästinensische Konflikt ihr Spezialgebiet ist. Der innere Geheimdienst kennt sich hier besser aus als jede andere israelische Institution. Und seine Chefs spielten eine entscheidende Rolle bei der Gestaltung des modernen Nahen Ostens. Sie waren immer in das rätselhafte Geschehen verstrickt, kannten alle Geheimnisse, standen dem Ministerpräsidenten zur Seite. Sie gingen an der Spitze ihrer Leute gegen den Terror und gegen die inneren und äußeren Bedrohungen der israelischen Demokratie vor. Ihre Meinungen und Einschätzungen beeinflussten die Politik der Regierung im Westjordanland und im Gazastreifen. Sie entschieden nicht selten über Leben und Tod.

Sie waren dabei, als Israel während des Sechstagekrieges die Sinai-Halbinsel, die Golanhöhen, Judäa und Samaria sowie den Gazastreifen im Sturm eroberte und über Nacht zu einer regiona-

len Macht wurde. Sie waren dabei, als die Anhänger des Gusch-Emunim-Blocks sich während der Amtszeit der ersten Rabin-Regierung und mit ihrer Unterstützung in Sebastia in Nordsamaria niederließen. Sie waren dabei, als der jüdische Untergrund aufflog, der Attentate auf arabische Bürgermeister verübt hatte und der die Zerstörung des Felsendoms plante, um den Gog-Magog-Krieg auszulösen.

Sie waren dabei, als die erste Intifada ausbrach und wir noch meinten, wir könnten ›ihnen die Knochen brechen‹. Sie durften bei der feierlichen Unterzeichnung der Oslo-Abkommen dabei sein, aber sie mussten auch miterleben, dass religiöse Nationalisten über einen amtierenden Ministerpräsidenten das ›Din-Rodef‹-Urteil verhängten und dass dieser Ministerpräsident nach einer großen Kundgebung des Friedenslagers in Tel Aviv erschossen wurde.

Sie waren dabei, als unmittelbar nach dem Ende der Friedensgespräche in Camp David, wo Ministerpräsident Barak ›alles‹ tat, um den Konflikt zu lösen und entdecken musste, dass wir ›keinen Partner‹ hatten, die zweite Intifada ausbrach. Sie waren dabei, als menschliche Bomben in israelischen Städten Hunderte von Menschen töteten, als Verhörspezialisten des Schin Bet Verdächtige, die als ›tickende Bomben‹ definiert wurden, folterten. Sie waren dabei, als die Hamas die Herrschaft im Gazastreifen antrat und das Gebiet in ›eine Vertretung des Iran nur zehn Kilometer von Aschkelon entfernt‹ verwandelte. Sie waren dabei, als unsere Armee – zum wievielten Mal? – versuchte, ›sich ins palästinensische Bewusstsein einzubrennen‹. Und sie waren immer dann dabei, wenn Hubschrauber zu einer weiteren ›gezielten Tötung‹ im Gazastreifen abhoben.

Sie waren überall dort dabei, und sie sind auch hier und heute dabei, um zu bezeugen, dass es keinerlei Anzeichen gibt für eine Verbesserung der Sicherheitslage, die unser Leben bestimmt hat und die es weiterhin bestimmen wird.

Die Interviews mit den Chefs des Schin Bet habe ich im Verlauf der Jahre 2009 und 2010 geführt. Oft bin ich gefragt worden, warum sie bereit waren zu sprechen und wie es mir gelang, sechs Schin-Bet-Chefs, fünf im Ruhestand und einen amtierenden (Juval Diskin befragte ich im Hauptquartier des Dienstes, als er noch im Amt

war), dazu zu bringen, sich dermaßen aufrichtig, offen und direkt zu äußern.

Um ehrlich zu sein, ich habe keinen von ihnen jemals gefragt, warum er den Interviews zugestimmt hat. Im Nachhinein glaube ich, dass sie mir Vertrauen entgegenbrachten als jemandem, der an ihrem Fachwissen, an ihrer Expertise interessiert war, der ihre Geschichte und ihre aufrichtige Meinung hören wollte. Aber wichtiger war wohl dieses: Sie müssen weit vor mir gespürt haben, dass das Fenster der Gelegenheit, den Konflikt zu lösen, im Begriff ist, sich zu schließen.

Die Reise begann mit Ami Ajalon. Nach ihm traf ich mit allen von ihnen mehrere Male zusammen und wurde bei diesen Gesprächen auch von ihnen ins Verhör genommen. Die Treffen fanden zu meist bei ihnen zu Hause statt und erfolgten in der Reihenfolge ihrer Amtszeiten. Ich begann mit Avraham Schalom und endete mit Juval Diskin. Obwohl ich Dutzende von Fragen vorbereitet hatte, kam es vor der Kamera meist zu offenen Gesprächen. Ich wollte in erster Linie verstehen. Dass die Chefs dieser wichtigen Organisation mir die Möglichkeit gaben, sie nach ihrer Sicht der dramatischsten Augenblicke in den letzten Jahrzehnten der israelischen Geschichte zu befragen, empfand ich als wahren Glücksfall.

Nach den meisten Interviews fiel mir das Einschlafen schwer. Ich hatte nur zu gut verstanden, eine wie ausgesprochen geschickte Führerschaft wir brauchen, um die komplexen Herausforderungen zu bestehen, mit denen Israel stündlich und täglich konfrontiert ist, und wie groß der Unterschied ist zwischen einer Regierung, wie man sie sich wünschen würde, und den Regierungen, die wir tatsächlich hatten und haben.

Im Laufe der Interviews waren die Schin-Bet-Chefs nicht selten mit schmerzhaften Fragen konfrontiert, die sie zwangen, sich mit der Vergangenheit und den schlimmsten Irrtümern in ihrer Laufbahn auseinanderzusetzen. Ein Teil von ihnen hat während des Dienstes schwere Wunden davongetragen und einen hohen Preis bezahlt. Ihre Gesichter sind gezeichnet.

Vieles, was ich zu hören bekam, ließ mich verstummen. Oft konnte ich kaum glauben, was mir hier offenbart wurde. Als zum

Beispiel Avraham Schalom sein fast dreißigjähriges Schweigen brach, obwohl er mir im ersten Interview energisch versichert hatte, dass er das nicht tun würde, und seine Version der Affäre um die Entführung des Busses der Linie 300 darlegte, die zu seinem persönlichen Kainsmal geworden ist.

Oder als Karmi Gilon mir in seiner entwaffnenden Direktheit gestand, dass seine Frau Cherry nach dem Mord an Rabin, für den Karmi als Schin-Bet-Chef die ganze Schuld des Scheiterns auf sich nahm, in erster Linie damit beschäftigt war, ihn am Leben zu erhalten.

Mir klappte der Kiefer herunter, als Avi Dichter beschrieb, dass das mit einem Handy ausgeführte berühmte Attentat auf Jahija Ajasch, den ›Ingenieur‹ der Hamas, beim ersten Versuch scheiterte, dann aber beim wiederholten Versuch eine Woche später gelang. Und ich war tief betroffen, als Juval Diskin (noch im Amt) mir verriet, wie er sich nach einer gezielten Tötung, wie genau und sauber sie auch immer ausgeführt wurde, von der seelischen Belastung erholt.

Nachdem der Film herausgekommen war, wurde ich des Öfteren gefragt, was das Schlimmste sei, das ich während der Interviews mit den Chefs des Schin Bet gehört hätte. Die Antwort fiel mir leicht. Das Schlimmste war das Wissen um die vielen Gelegenheiten, die sich geboten hatten, die Wirklichkeit in der Region zu verändern, und die verpasst worden waren – meistens wegen der Kurzsichtigkeit der Politiker, die lieber ihren eigenen flüchtigen kleinen parteipolitischen Vorteil suchen, anstatt eine bessere Strategie für die Zukunft zu schaffen, und die sich daran anknüpfende Einsicht, wie viele Tausend Tote, Verletzte und trauernde Familien diese Torheit beide Seiten gekostet hat.

In ihrem Buch »Die Torheit der Regierenden« (1984) gibt Barbara Tuchman einen Überblick über Entscheidungen der Regierenden, die nicht wiedergutzumachenden Schaden über die von ihnen regierten Gesellschaften gebracht haben. Im Vorwort zu ihrem Buch stellt sie fest:

»Die gesamte Geschichte, unabhängig von Ort und Zeit, durchzieht das Phänomen, dass Regierungen und Regierende eine Politik betreiben, die den eigenen Interessen zuwiderläuft. In der Regierungs-

kunst, so scheint es, bleiben die Leistungen der Menschheit weit hinter dem zurück, was sie auf fast allen anderen Gebieten vollbracht hat. Weisheit, die man definieren könnte als den Gebrauch der Urteilkraft auf der Grundlage von Erfahrung, gesundem Menschenverstand und verfügbarer Information, kommt in dieser Sphäre weniger zur Geltung und ihre Wirkung wird häufiger vereitelt, als es wünschenswert wäre ... Auf anderen Gebieten, jenseits der Regierungssphäre, hat der Mensch wahre Wunder vollbracht: In unserer Zeit hat er die Techniken erfunden, zum Mond zu reisen; in früherer Zeit hat er sich den Wind und die Elektrizität dienstbar gemacht, er hat tonnenschweres Gestein zu hochragenden Kathedralen aufgetürmt ... er hat Krankheiten ausgerottet, er hat die Formen der Natur klassifiziert und ist in die Geheimnisse des Kosmos vorgedrungen. ›Während alle Wissenschaften vorangeschritten sind‹, so bekennt John Adams, der zweite Präsident der Vereinigten Staaten, ›tritt die Regierungskunst auf der Stelle; sie wird heute kaum besser geübt als vor drei- oder viertausend Jahren.‹«

In der Folge zählt Tuchman vier Arten des Scheiterns von Regierungen auf. In ihrem Buch nimmt sie die vierte Art unter die Lupe: »Torheit oder Starrsinn. ... ein politisches Handeln, das dem Eigeninteresse des jeweiligen Staates und seiner Bürger zuwiderläuft. Im Eigeninteresse liegt all das, was dem Staatskörper zum Wohlergehen und zum Vorteil gereicht; von Torheit sprechen wir angesichts einer Politik, die hieran gemessen kontraproduktiv ist.«

Wie alle Schin-Bet-Chefs einhellig betonten, trägt die andere, die palästinensische Seite, milde gesagt, nicht weniger Verantwortung für den tragischen Zustand beider Völker als die israelische. Der Film »Die Wächter der Schwelle« ermöglicht es uns, den Israelis, uns von innen und von außen zu sehen und klar zu erkennen, wo wir standen, wo wir zurzeit stehen und wohin wir mit geschlossenen Augen abdriften.

Nach der Rede des amerikanischen Präsidenten Obama im »Bin-janei ha-Uma« in Jerusalem im März 2013 rief mich Ami Ajalon an und fragte, ob ich den Teil gehört hätte, in dem Obama die Jugend aufforderte, sich zu engagieren und über die Köpfe der führenden Politiker hinweg etwas zu tun. Ajalon erinnerte mich daran, dass

er in seinem Interview für meinen Film zu etwas ganz Ähnlichem aufgerufen hatte. Ich zitiere hier den betreffenden Teil der wunderbaren Rede des amerikanischen Präsidenten, die vielen Menschen hier Hoffnung gemacht hat, aber nur für einen kleinen Moment, denn sie versank schnell im Morast der Wirklichkeit:

»Nur Sie können festlegen, welche Art von Demokratie Sie haben werden. Aber wenn Sie diese Entscheidungen treffen, dann sollten Sie daran denken, dass Sie nicht nur die zukünftigen Beziehungen zu den Palästinensern festlegen, Sie legen damit auch Israels Zukunft fest. Wie bereits Ariel Scharon sagte: ›Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, einen jüdischen demokratischen Staat zu haben und gleichzeitig ganz Erez Israel zu kontrollieren. Wenn wir darauf bestehen, diesen Traum voll und ganz zu erfüllen, dann laufen wir Gefahr, alles zu verlieren.« Oder nehmen wir eine andere Perspektive ein und denken wir an das, was David Grossman kurz nachdem er seinen Sohn verloren hatte, sagte, als er von der Notwendigkeit des Friedens sprach: ›Einem unvermeidbaren Frieden muss man sich mit der gleichen Entschlossenheit und Kreativität nähern wie einem unvermeidbaren Krieg.«

Bevor ich hierher kam, habe ich mich mit einer Gruppe von Palästinensern im Alter von 15 bis 22 Jahren getroffen. Beim Gespräch mit ihnen stellte ich fest, dass sie nicht anders sind als meine Töchter oder als Ihre Töchter und Söhne. Ich glaube wirklich, dass israelische Eltern, die mit diesen Jugendlichen zusammengesessen hätten, gesagt hätten, ich möchte, dass diese Kinder es zu etwas bringen, dass sie Erfolg haben werden und die gleichen Chancen wie unsere Kinder. Die Israelis müssen einsehen, dass die Fortsetzung der Siedlungstätigkeit dem Frieden im Wege steht. Ein unabhängiges Palästina muss innerhalb endgültiger Grenzen lebensfähig sein. Ich habe Grundsätze die Gebiete und die Sicherheit betreffend vorgelegt, von denen ich glaube, dass sie das Fundament für die Gespräche bilden können. Doch lassen wir die Pläne und die Verhandlungen beiseite. Ich bitte Sie stattdessen, einmal darüber nachzudenken, wie eine Vertrauensbasis zwischen den beiden Völkern geschaffen werden kann.

Vor vier Jahren stand ich in Kairo vor einer Zuhörerschaft von jungen Leuten. Politisch und religiös mögen sie Welten entfernt sein, doch wenn es um die Dinge geht, die sie sich wünschen, dann sind sie nicht

viel anders als Sie. Sie wünschen sich die Fähigkeit, eigene Entscheidungen zu treffen, Bildung zu erwerben, eine gute Arbeit zu finden, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Das Gleiche gilt für die jungen Palästinenser, die ich heute Morgen in Ramallah getroffen habe, und für die jungen Palästinenser des Gazastreifens, die sich nach einem besseren Leben sehnen.

Das ist der Punkt, an dem der Frieden beginnt; nicht nur in den Plänen der Politiker, sondern in den Herzen der Menschen. Nicht in einem sorgfältig orchestrierten Prozess, sondern in den täglichen Kontakten derer, die in diesem Land und in dieser heiligen Stadt Jerusalem zusammenleben. Als Politiker, der ich bin, kann ich Ihnen eins versichern: Politiker gehen keine Risiken ein, wenn das Volk es nicht von ihnen verlangt. Sie selbst müssen die Veränderung herstellen, die Sie sich wünschen. Ich weiß, dass das möglich ist.«

Ami Ajalon hatte mir in jenem Interview gesagt: »Wenn ich mich mit jungen Leuten treffe, und das geschieht häufig, dann erzähle ich ihnen meist das Folgende: Ich wurde im Jordantal geboren, und ich verlebte eine wunderbare Kindheit. Ich wusste stets, dass in Jerusalem ein großes Haus steht und dass sich im zweiten Stock dieses Hauses am Ende eines langen Ganges eine Tür befindet und dass hinter dieser Tür ein weiser alter Mann sitzt, der Entscheidungen trifft. Er ist wichtig. Meine Eltern nannten ihn ›den Alten‹. Viele Jahre später, nach dem Jom-Kippur-Krieg, kam ich selbst nach Jerusalem, ging in jenem großen Gebäude in den zweiten Stock hinauf und sah, dass es am Ende des langen Ganges keine Tür gibt, und dass hinter der nicht vorhandenen Tür niemand sitzt und für mich denkt. Die Frage ist nun, was wir damit anfangen. Ich muss gestehen, dass bei mir etwas geschah, das ich im Nachhinein als sehr positiv bewerte. Plötzlich verstand ich, dass, wenn dort niemand sitzt, mir eine doppelte und dreifache Verantwortung auferlegt ist. Ich kenne die Schwächen der Führungskräfte, und ich kenne ebenfalls die Unfähigkeit, Vorgänge anzuschieben, auch wenn man weiß, dass sie notwendig sind. Wir haben eine Aufgabe. Wir müssen jeden Morgen aufstehen in dem Wissen, dass wir fähig sind, etwas zu verändern, dass wir über die Mittel verfügen, etwas zu verändern, und dass wir in Zeiten der Krise sogar die Verpflichtung haben, etwas zu verändern. Diese Einsicht däm-

merte mir während des Jom-Kippur-Kriegs. Der Zeitpunkt ist etwas Persönliches. Bei meinen Kindern stellte sie sich ein – was weiß ich –, bei einem vielleicht nach dem Mord an Rabin, bei dem Dritten wahrscheinlich im zweiten Libanonkrieg. Jeder erlebt diesen Augenblick, in dem er versteht, dass er eine weitere Verantwortung trägt.«

Während des Telefonats mit Ami Ajalon kam auch mir eine Erkenntnis. Im Verlauf der langwierigen Arbeit an meinem Film »Die Wächter der Schwelle« hatte sich das Gefühl der Vergeblichkeit verstärkt; es erschien unmöglich, dass wir hier jemals ein normales menschenwürdiges Leben führen können. Ich hatte mehr als tausend Stunden Archivmaterial gesichtet, das den israelisch-palästinensischen Konflikt über die Jahre hinweg dokumentiert. Wieder und wieder zogen an mir die Gesichter junger israelischer Soldaten in Uniformen vorbei, die durch die Kasbas der Ortschaften im Westjordanland und in Gaza patrouillierten. 1967 waren das Schwarz-Weiß-Aufnahmen; heute zeigen farbige Digitalfilme die jungen Männer in den gleichen Uniformen an fast denselben Orten. Es sind die Enkel der Jungen von damals, die die Arbeit der Besatzung fortsetzen.

Wer sich diese Reportagen anschaut, kommt nicht um die Einsicht herum, dass sich seit 1974, seit Beginn der Besiedlung des Westjordanlands und des Gazastreifens, die israelische Bevölkerung in zwei Lager teilt: Das eine kämpft leidenschaftlich für seinen Weg, macht sich zu jedem Zeitpunkt, an dem sein Anliegen gefährdet scheint, lautstark bemerkbar, ist bereit, jederzeit einen hohen Preis zu zahlen und nimmt sogar das Gesetz in die eigene Hand, um auf alle nur erdenkliche Art zu verhindern, was es seiner Ideologie gemäß für einen Fehler halten muss. Dies sind die Siedler und die National-Religiösen. An jedem historischen Scheideweg, an dem sie ihre Siedlungen gefährdet sahen, demonstrierten sie in den Straßen und an den Kreuzungen, engagiert und aufwieglerisch, protestierend, provozierend und Gesetze überschreitend.

Die Bevölkerungsgruppe dagegen, die noch meint, es gäbe einen anderen Weg, die Vision von zwei Staaten für zwei Völker habe noch eine Chance, bekundet dies zumeist im Fernsehsessel und auf dem Sofa im Kreis von Freunden. So haben wir uns verhalten, als

Hunderte von Siedlern sich an jedem Freitagabend vor dem Haus von Jitzchak und Lea Rabin versammelten und ihnen zuriefen, man müsse sie als Verräter auf dem Platz erhängen. Und so verhalten wir uns seitdem tagtäglich. Wir richten uns in der Seifenblase ein, in der man noch ignorieren kann, was vor unserer Türschwelle geschieht. Oder wie Avraham Schalom es formulierte: »Mir wird zum ersten Mal bewusst, dass die Existenz Israels ein Diskussionsthema ist. Bisher stand das nie zur Diskussion. Der Bürger merkt das auch, nur ist er nicht bereit, es zuzugeben. Die meisten verschanzen sich hinter dem Joghurt am Morgen und dem Steak am Mittag.«

Der Philosoph Jeschajahu Leibowitz, der sich große Sorgen um die Auswirkung der Besatzung auf die israelische Gesellschaft machte, zitierte den Wiener Schriftsteller Franz Grillparzer (1791–1872), der ›den Weg der neuern Bildung‹ so beschrieb: »Der Weg der neuern Bildung geht von Humanität durch Nationalität zur Bestialität.«

»Das ist der Weg, den das deutsche Volk bis ans Ende ging, und wir haben ihn nach dem Sechstagekrieg ebenfalls betreten«, warnte Leibowitz. »Dann kam der Sechstagekrieg und der Staat Israel verwandelte sich in den Apparat brutaler jüdischer Herrschaft über ein anderes Volk. Seitdem hat unser Staat keinen anderen Zweck mehr als die Aufrechterhaltung dieser Herrschaft. Diesem Zweck werden alle Kräfte gewidmet, die materiellen als auch die geistigen: All die politischen Interessen, all die Probleme, all die Sorgen und Gedanken richten sich auf diesen Zweck. Völlig ignoriert werden dabei die Anliegen des gesamten jüdischen Volkes und der Bewohner des israelischen Staates, Fragen der Erziehung, der interreligiösen Beziehungen, sogar der öffentlichen Gesundheit, weil alle Kräfte, auch die geistigen, sich der Vision eines Großisrael verschrieben haben.«

Dabei scheint ein jeder zu wissen, wie das endgültige Abkommen zwischen den Israelis und den Palästinensern im Einzelnen, mit ein paar Nuancen in diese oder jene Richtung, aussehen wird. Die Frage ist nur, wie viele Jahre noch verstreichen und wie viele Opfer noch gebracht werden müssen, bis wir so weit sind.

Die Sätze von Ami Ajalon, die Gespräche mit den Schin-Bet-Chefs und der langwierige Arbeitsprozess für den Film und dieses

Buch haben mir wieder einmal vor Augen geführt, dass Resignation und Verzweiflung keine Option sind und ganz sicher nicht zu einer Veränderung führen. Wir alle haben die Pflicht, etwas zu tun, ein jeder auf seine Art.

Ich betrachte das Projekt »Die Wächter der Schwelle«, dessen komplexeste Version das vorliegende Buch sein dürfte, als einen Beitrag zur Erfüllung dieser meiner Pflicht.

Dror Moreh, September 2013

Kapitel 1

Avraham Schalom

Wien – Erst die Nazis haben mir gezeigt, dass ich Jude bin

Avraham Schalom: Es geschah an einem einzigen Tag. Ich glaube, es war der 13. März 1938. Ich war neuneinhalb Jahre alt, und die Wände meines Zimmers waren mit Landkarten gepflastert: Eisenbahnkarten, Straßenkarten, topografische Karten – das war schon damals mein Hobby. Jedes Mal, wenn die Deutschen vorrückten, schaute ich nach, woher sie kamen, warum sie kamen, wohin sie wollten. Und eines Tages gelangten ihre Truppen nach Wien. Zunächst war der Himmel voller Flugzeuge, dann marschierten Soldaten durch die Straßen. Freudige Erregung packte mich, wie das eben so ist bei einem Kind.

In der Nacht nach der Ankunft der Deutschen kam unser Dienstmädchen, das normalerweise bei uns schlief, nicht nach Hause. Als es am nächsten Morgen auftauchte, erklärte es: »Ich habe mich verlobt.« Mama fragte: »Mit wem?« Das Mädchen antwortete: »Mit einem deutschen Flieger.« Um die Wiener einzuschüchtern, hatte die deutsche Luftwaffe zunächst Dutzende Flugzeuge geschickt. Später feierten die Soldaten in den Kneipen der Stadt, und einer hat unserem Mädchen gefallen. Schließlich kam er zu uns, den Juden, und hielt um ihre Hand an. »Bitte schön, du kannst sie haben«, sagten wir, und sie bedankte sich und reiste tags darauf nach Deutschland. Nicht ihre Eltern hat sie gefragt, sondern uns – das klingt seltsam, aber so waren damals die Verhältnisse.

Wir wohnten in der Wiener Innenstadt, und mein Vater war Teilhaber einer Textilfabrik in Deutschland. Meine Eltern interessierten sich weder für Politik noch für Religion. Daher hatte ich noch nie Hebräisch gehört und wusste nicht einmal, dass man Hebräisch

von rechts nach links schreibt. Oft war mir gar nicht bewusst, dass ich Jude bin. Als ich in der ersten Klasse war, kam ein Priester an die Schule, um Religion zu unterrichten. Ausgerechnet mich rief er auf, aus der Bibel vorzulesen, und als ich fertig war, lobte er mich. Zu Hause prahlte ich damit. Meine Mutter sagte kein Wort, ging zu meinem Lehrer und erklärte ihm, dass ich mit diesen Dingen nichts zu tun hätte. Der Lehrer nahm mich sofort aus dem Religionsunterricht, doch teilte er mich nicht den jüdischen Kindern zu. Davon gab es zehn, und alle waren in der jüdischen Kultusgemeinde gemeldet. Meine Familie gehörte keiner Gemeinde an, und bis heute frage ich mich, warum. Außer mir mussten noch zwei evangelische Kinder draußen warten, wenn die Klasse Religion hatte. Es waren Zwillinge, ein Junge und ein Mädchen, und während die anderen lernten, spielten wir auf dem Pausenhof Ball. Alle Kinder beneideten uns.

Als Hitler nach dem Einmarsch der Deutschen seine berühmte Wiener Rede hielt, in der er die Vereinigung Österreichs mit Deutschland beschwor, saß ich mit Freunden auf der Terrasse ebenjenes Hotels. Was er sagte, war nicht genial, aber verrückt genug, um alle in Aufruhr zu versetzen. Ich saß da, und oben auf dem Balkon redete Hitler, und die brüllende Masse schwang Fähnchen und streckte die Arme in die Höhe. Aber für ein Kind hatte sein Auftritt nichts Historisches. Als ich nach Hause kam und Mama davon erzählte, fragte sie verwundert: »Du hast Hitler gesehen? Hattest du keine Angst? Was hast du an solch einem Ort zu suchen?« Anfangs taten die Deutschen den Juden noch nichts – im Gegensatz zu den Österreichern, die plötzlich frech wurden.

Am Morgen nach der Kristallnacht schickte mich meine Mutter zur Schule. Alle Juden wussten, dass man an diesem Tag lieber zu Hause bleiben sollte. Aber Mama sagte: »Was soll der Unsinn? Selbstverständlich gehst du zum Unterricht!« Ich weiß nicht, ob sich meine Eltern wegen der deutschen Invasion Gedanken machten. Wenn ja, verbargen sie es vor mir. Meine Erziehung war durch und durch deutsch, nicht wie bei einer jiddischen Mame. Es gab Dinge, die mich nichts angingen und über die meine Eltern in meinem Beisein nicht redeten. Sie hatten Prinzipien, und aus diesem

Grund schickte mich meine Mutter auch am Morgen nach dem Pogrom in die Schule.

Ich war der einzige Jude im Klassenzimmer und musste Schläge einstecken, bis mich der Lehrer aus den Fängen meiner Kameraden befreite. Ich wurde so heftig gegen einen Heizkörper geschleudert, dass ich die nächsten beiden Wochen das Bett hüten musste. Der Vater des Anführers war Polizist. Nach dem Krieg suchte ich seinen Namen im Wiener Telefonbuch. Er hieß Hubert Leitner.

Wie kommt es, dass Sie sich an den Namen erinnern?

Weil er der Gemeinste von allen war. Ein miserabler Schüler mit einem Idioten von Vater. Auch in Österreich waren Polizisten nicht die hellsten Zeitgenossen. Hubert schrie am lautesten, aber er wagte nicht zuzuschlagen. Er hetzte die anderen gegen mich auf. Als ich nach 14 Tagen wieder zu Kräften kam, ließ mich meine Mutter nicht mehr zur Schule gehen. Zu groß war ihre Angst.

Ich hatte einen Verwandten, der die Schule gerade beendete. Er war zehn Jahre älter als ich. Eines Tages war er verschwunden. Seine Mutter rief bei uns an, und Mama beruhigte sie und sagte: »Mach dir keine Sorgen.« Sechs Wochen später kam der junge Mann völlig zerschunden nach Hause. Er war grün und blau geschlagen, seine Augen waren blutunterlaufen, und er stammelte wirres Zeug – er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Was ihm in Buchenwald widerfahren war, konnte oder wollte er nicht erzählen. Zu jener Zeit wurden junge Juden ins Konzentrationslager verschleppt, doch statt sie umzubringen, schickte man sie nach einer Weile zurück, damit sie ihren Angehörigen einen Schrecken einjagten. Die Deutschen wollten, dass die Juden auswanderten, aber die Juden konnten sich nicht dazu entschließen.

Zu dieser Zeit hatte mein Vater in Deutschland zu tun. Als er es dort nicht mehr aushielt, telefonierte er mit Mama. Ich erinnere mich, das sie zu ihm sagte: »Komm nicht! Es ist nicht gut hier.« Damals begann er, sich umzuschauen, wohin er uns bringen konnte. Eines Tages hatten Polizisten vor unserer Tür gestanden und uns mitgeteilt, dass wir die Wohnung binnen 14 Tagen verlassen müssten. Wir wussten nicht, wohin wir gehen sollten. Zunächst zogen wir in eine Pension,

die nur noch Juden beherbergen durfte, und ich besuchte eine Judenthule. Erst die Nazis haben mich gelehrt, Jude zu sein.

Was den Menschen am meisten erniedrigt, sind nicht Schläge, sondern die Verachtung, mit der man ihm überall begegnet. Beim Fleischer oder beim Arzt sahen alle auf dich herab. Wenn irgendwo eine Schlange war, musstest du jeden vorlassen. Leute, die nach dir kamen, reihten sich wie selbstverständlich vor dir ein. Es sind diese kleinen Dinge, die an einem nagen. Man sah Juden, die gezwungen wurden, den Bürgersteig oder die Straße vor ihrem Laden zu schrubben. An ihrem Schaufenster prangte die Aufschrift »Juden«. Und im Café stand: »Für Hunde und Juden ist der Zutritt verboten!« Ständig und überall warst du der Untermensch. Das erinnert mich an die Situation hier in Israel.

Es ist anders und doch gleich. Die Araber werden wie Bürger zweiter Klasse behandelt. Und ich spreche nicht von den Arabern in den besetzten Gebieten, sondern von den israelischen Arabern, einem Viertel unserer Bevölkerung! Araber in Israel zu sein, ist nicht dasselbe wie Katholik in England, obwohl beide einer Minderheit angehören. Wenn ich wählen müsste, wollte ich nicht israelischer Araber sein, ebenso wenig wie Jude in Österreich vor dem Zweiten Weltkrieg. Beides lässt sich nur schwer vergleichen, aber es gibt Gemeinsamkeiten. Und ich konnte Österreich noch verlassen, ehe die Probleme wirklich begannen ...

Im März 1939 sind wir nach Italien gegangen. Währenddessen trieb mein Vater mithilfe eines Freundes in Tel Aviv Geld auf für das, was man damals »Zertifikat« nannte, also das britische Einreisevisum für Palästina. Als er im August das ersehnte Dokument erhielt, kam er nach Italien und holte uns. Unser Schiff lief in Haifa ein, als in Europa der Zweite Weltkrieg begann. Es war der erste September 1939.

Papa hatte für uns ein Zimmer in der Ben-Jehuda-Straße gemietet. Tel Aviv war wie ein fremder Kontinent. Ich verstand kein Wort, doch meine Eltern sagten: »Sprache hin oder her – erst mal gehst du zur Schule.« Sie schickten mich ins Schalwa-Gymnasium im Norden der Stadt. Es hieß, dass alle deutschen Kinder dorthin gingen. Und tatsächlich hatte ich im Schalwa-Gymnasium einige

Mitschüler, die ein Gemisch aus Hebräisch und Deutsch sprachen, aber mit ihnen freundete ich mich nicht an. Lieber paukte ich Abend für Abend mit meiner Nachhilfelehrerin. Es dauerte ein Jahr, bis ich endlich Hebräisch zu sprechen begann. Denn wenn du in Israel einen Fehler machst, fallen alle über dich her. In Englisch war ich ein guter Schüler, während meine Kameraden kein Gefühl für die Sprache entwickelten. Das Gleiche galt für Erdkunde und Mathematik. Wo man kein Hebräisch brauchte, bekam ich gute Noten. Doch am Ende der fünften Klasse war es so weit: Eines Tages machte ich den Mund auf, als ich mit den anderen Völkerball spielen wollte. Von da an sprach ich Hebräisch ohne Hemmungen.

Ich akklimatisierte mich schnell, und als meine Eltern am Ende des Krieges nach Österreich zurückkehren wollten, weigerte ich mich. Ich hatte bereits Wurzeln geschlagen und sagte: »Wenn ihr zurückgehen wollt, geht! Ich komme nicht mit.« Da sagte Mama: »Wenn er hier bleiben will, bleibe ich auch«, und Papa musste sich fügen. Es ist meine Schuld, dass er Österreich niemals wiedersah. Mein Vater sprach bis zu seinem Tod kein Hebräisch. Er konnte es weder lesen noch schreiben. Das Exil raubte ihm alle Lebenskraft. Die Leute, mit denen er sich umgab, sprachen Deutsch, und wenn er Geschäfte mit Israelis machen musste, wurde er betrogen und bemerkte es nicht einmal. Mein Vater starb aus Kummer, als er 64 Jahre alt war. Innerhalb einer Woche erlitt er fünf Herzanfälle, dann war er tot.

1946, mit 17 Jahren, ging ich zum Palmach. Vorher war ich in der Jugendbrigade Gadna gewesen, die zur Untergrundarmee Hagana gehörte. Als eine Gruppe von jungen Leuten vom Gadna zum Palmach wechselte, schloss ich mich ihnen an. Ich fühlte mich in jeder Hinsicht als Israeli. Genau wie in Wien waren die Wände meines Zimmers mit Landkarten gepflastert. Vom Gymnasium aus machten wir viele Ausflüge, und einmal ging ich zu Fuß vom Karmelgebirge im Norden bis Bet Haarava bei Sodom im Süden. Auf den Wanderungen erkundete ich meine neue Heimat. Es gefiel mir, von Dorf zu Dorf zu ziehen. So lernte ich alle Gegenden kennen, ob jüdisch oder arabisch.

Als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, waren wir noch in der Ausbildung beim Palmach. Unser Kommandant wurde Gandhi genannt, doch sein richtiger Name war Rechavam Seevi. Wir kämpften an allen Fronten von Galiläa über Lod und Ramla bis hinunter zur Negev-Wüste. Schon im Unabhängigkeitskrieg habe ich es nicht ertragen können, wenn Araber sinnlos getötet wurden. Doch ich unternahm nichts, denn ich war noch ein Kind. Gandhi nannte die Araber abschätzig »Ismaeliten«. Bei ihm war das keine poetische Anspielung, aber das verstand ich noch nicht und glaubte, man würde die Araber in gutem Hebräisch tatsächlich so nennen.

Am 28. November saß ich vor dem Radio im Kibbuz Maos und hörte die Abstimmung der Vereinten Nationen über die Zukunft Palästinas. Doch in meinem Kopf regte sich nichts. Von unseren Patrouillengängen waren wir derart ausgelaugt, dass die Neuigkeiten aus New York bei uns keine Reaktion auslösten. Außerdem war der Staat noch nicht anerkannt – es handelte sich nur um einen Teilungsbeschluss.

Im Mai 1948 hatten wir Stellung auf einer Anhöhe bei Malkija im Norden bezogen. Als am 15. des Monats der Staat Israel ausgerufen wurde, beschoss uns die gesamte libanesische Armee. Für mich war das der schlimmste Tag des ganzen Krieges. Ich glaubte, nicht mehr lebend herauszukommen, denn wir hatten dreitausend Libanesen in gepanzerten Fahrzeugen nichts entgegenzusetzen. Ich selbst hatte nur einen kleinen Mörser, mit dem ich wie verrückt feuerte. Die Libanesen rückten Meter um Meter vor, und fast alle Männer meines Zuges fielen. Als ich nur noch Tote um mich herum sah, floh ich ins nächste Tal und brach erschöpft zusammen.

Zwei Wochen später erging der Befehl, die verlorene Anhöhe zurückzuerobern. Natürlich war uns wegen des übermächtigen Gegners und der Niederlage, die er uns zugefügt hatte, mulmig zumute. Aber wir waren jung und kannten keine Furcht. Und diesmal hatten wir Glück: Mit nur zwei Schüssen gelang es uns, die Araber zu vertreiben. Als wir auf der Anhöhe ankamen, war der Kaffee in den Bechern, die die Flüchtenden zurückließen, noch heiß. Wir fanden Papiere, aus denen hervorging, dass es sich nicht um Libanesen handelte. In den vergangenen Wochen waren die libanesischen

Streitkräfte abgezogen, und palästinensische Gruppen hatten den Posten übernommen.

Der befehlshabende General war Jigal Allon, der spätere Außenminister Israels. Als er mit Dan Lener, dem Regimentskommandeur, den Ort unseres Triumphes besichtigte, befand ich mich zufällig in ihrer Nähe. Sie riefen mich und sagten: »He, erzähl mal, wie habt ihr das gemacht?« – »Beim ersten Mal waren es Libanesen«, erklärte ich, »aber beim zweiten Mal hatten wir Glück. Da waren es schlecht ausgebildete Palästinenser, die flüchteten, als wir das Feuer eröffneten.« Als Allon das hörte, wurde er wütend: »Was redest du? Ihr habt die libanesische Armee geschlagen!« Offenbar brachte es einem Kommandanten keinen Ruhm ein, wenn seine Soldaten einen Niemand besiegten.

Ich führte einen Trupp der Vorhut an, und wir eroberten Dorf um Dorf ohne ernsthaften Widerstand. In Bezug auf die Einwohner kann ich nur sagen: Wir ermutigten niemanden zu bleiben. Auch die Eroberung der arabischen Städte Lod und Ramla habe ich miterlebt. Wie Karawanen zogen die Menschen zu Fuß nach Ramallah, in die heutige Westbank. Ich weiß nicht, ob wir sie vertrieben haben oder ob sie von alleine gegangen sind. Doch unbestreitbar unterlief den Arabern ein strategischer Fehler, als sie ihrer Bevölkerung sagten, es würde nichts ausmachen, wenn sie das Terrain den Juden überließen; die Streitkräfte Ägyptens, Sudans und aller anderen arabischen Länder würden das verlorene Land bald zurückerobern. Mir ist keine offizielle Weisung in Erinnerung, die Araber zu vertreiben; dem Palmach wurde jedenfalls kein derartiger Befehl erteilt. Trotzdem sollen diese Dinge geschehen sein, aber das weiß ich nur vom Hörensagen.

Nach dem Ende des Unabhängigkeitskriegs suchte ich Arbeit. Nach zwei Monaten in Revivim war mir klar, dass ich zum Kibbuzleben nicht taugte. Also kehrte ich nach Tel Aviv zurück und arbeitete ein oder zwei Monate als Traktorist in einer Ölbaumplantage. Danach fuhr ich Lastwagen für einen Obstbauern und traf eines Tages Rafael Eitan, der sich nach meinen Plänen erkundigte. »Ich habe keine«, antwortete ich, und er meinte: »Hättest du Lust, für den Geheimdienst zu arbeiten?« Als ich fragte, worin meine Aufgabe be-

stünde, erklärte er: »Spionageabwehr. Hin und wieder schnappst du Spione und machst dir ansonsten ein schönes Leben.«

Ich konnte mir nichts darunter vorstellen, doch die Sache interessierte mich, also sagte ich Ja. Ich füllte ein Formular aus, aber danach geschah zunächst nichts. Nach drei Monaten fragte ich Rafael: »Was ist los?« Er zog Erkundigungen ein, und tags darauf brachte jemand den Vertrag und sagte: »Unterschreib hier. Morgen fängst du bei uns an.« Als ich wissen wollte, warum es so lange gedauert hatte, hieß es, ich sei in Revivim gewesen, und das sei ein Kibbuz der Achdut Haavoda. Als vertrauenswürdig gälten aber nur die Leute vom Mapai, der Arbeiterpartei. Ich begriff nicht, doch ich unterschrieb den Vertrag, und sie gaben mir eine Arbeit, die mir nicht gefiel.

Doch zunächst holte ich das Abitur nach. Beim Eintritt in den Palmach hatte ich die siebte Klasse unterbrochen. Als ich in den Dienst zurückkehrte, schickte man mich nach Galiläa, in die Gegend von Araba. Meine Aufgabe bestand darin, Informationen über uninteressante Objekte zu sammeln. Das gefiel mir natürlich nicht, und ich stellte viel Unsinn an. Schließlich schickten sie mich zu einem Offizierskurs der Streitkräfte, und als ich zurückkam, wurde ich Einsatzleiter in Jerusalem. Ich war verantwortlich für Operationen diesseits und jenseits der Waffenstillstandslinie.

Ich erinnere mich an meine erste Operation im jordanischen Ostteil der Stadt. Wir sollten uns Zugang zu Dokumenten verschaffen, sie fotografieren und wieder zurücklegen. Dazu musste man heimlich die Grenze überqueren, sich in einem Auto verstecken und so weiter. Wenn du geschnappt wurdest, brachten sie dich um oder schnitten dir die Ohren ab und schickten dich über das Mandelbaumtor, den einzigen Grenzübergang zwischen Israel und Jordanien, nach Hause. Als Verantwortlicher hatte ich die Aufgabe, die richtigen Leute für die Operation auszuwählen. Da wir einbrechen mussten, suchte ich mir einen Mann aus, der sich mit Schlössern auskannte. Außerdem brauchte ich jemanden, dem ich vertrauen konnte und der mich in schwierigen Situationen nicht im Stich ließ (Rafi Eitan), und einen dritten Mann, der im Auto an der Grenze wartete, falls etwas schiefging und wir uns schnell in Sicherheit bringen mussten.

Einen Monat später machten wir das Gleiche noch einmal. Danach rief mich der Direktor des Auslandsgeheimdienstes Mossad, Isser Harel, der damals auch für den Inlandsgeheimdienst Shin Bet verantwortlich zeichnete, in sein Büro und erkundigte sich, wie ich vorgegangen sei. Er sagte: »Wenn du das hier kannst, kannst du es auch in Europa.« Fortan wurde ich mit dem Aufbau des operativen Netzes des Mossad betraut.

Isser sagte: »Fahr nach Europa und mach Vorschläge, was wir gegen die arabischen Staaten unternehmen können.« Er gab mir ein halbes Jahr, um mich umzuschauen. Das war eine tolle Zeit. Ich besuchte eine Menge Länder und wählte geeignete Objekte aus. Ich spreche drei Sprachen fließend und komme in fünf oder sechs weiteren gut zurecht. So brauchte ich niemanden zu fragen. Nach sechs Monaten kehrte ich nach Israel zurück und entwickelte ein Konzept, das ich Isser vorlegte. Ich bekam das Okay, und wir begannen, Leute für den Dienst in Europa anzuwerben.

Die Gefangennahme Eichmanns

»Es ist ein großes Glück, einen solchen Geheimdienst zu haben!«

Vom Mapai bis hin zum Cherut begrüßen alle Fraktionen der Knesset die Gefangennahme Eichmanns und die Diskretion, mit der die Operation durchgeführt worden ist.

Am gestrigen Tage setzte Premierminister Ben-Gurion die Abgeordneten des israelischen Parlamentes überraschend davon in Kenntnis, dass der Nazi-Schlächter Adolf Eichmann gefasst worden sei und demnächst in Israel vor Gericht stehen soll. Die Volksvertreter reagierten mit tiefem Schweigen – so wird von der Reaktion auf die gleichermaßen lakonische wie dramatische Ankündigung berichtet. (S. Swislotzki, *Jediot Acharonot*, 24.5.1960)

Avraham Schalom: Als ich einmal aus dem Ausland zurückkehrte, schickte Harel jemanden zum Flughafen, der mich umgehend zum Mossad brachte. »Wie findest du dich in spanischsprachigen Ländern zurecht?«, fragte Isser. »Ich weiß nicht«, entgegnete ich. »Fahr nach Argentinien. Es besteht die Aussicht, Eichmann zu fassen.« Ich wusste, dass Eichmann seit Langem gesucht wurde. Auf ihn war

ein besonders hartnäckiger Mitarbeiter angesetzt, dem man nachsagte, dass er immer fand, wonach er suchte: Zvi Aharoni. Isser zeigte mir ein Foto der Zielperson und sagte: »Gib mir Bescheid, ob du dir eine Operation vorstellen kannst. Wir wollen ihn schnappen und herbringen. Telegrafiere nur einen Satz: ›Es geht‹ oder ›Es geht nicht‹.« Also fuhr ich nach Argentinien.

Inzwischen bereitete Rafi Eitan, der Chef unserer Einheit, die Leute und die Ausrüstung vor. Schon vor meiner Abreise hatten wir über das Team nachgedacht. Wir brauchten Leute, die Fremdsprachen konnten und sich durch physische Stärke auszeichneten. Das Erste traf auf mich zu, das Letzte nicht.

Unterwegs gab es zwei Zwischenfälle. Ich musste ständig einen anderen Pass benutzen und verwechselte die Identitäten. Ich nahm das Flugzeug von Paris nach Buenos Aires mit Zwischenlandung in Lissabon. In der portugiesischen Hauptstadt mussten wir aussteigen; man nahm uns den Reisepass ab und befahl uns, im Transitbereich zu warten. Dann begann der portugiesische Soldat, der die Pässe eingesammelt hatte, die Passagiere aufzurufen und zu befragen: »Sie, treten Sie vor! Wie heißen Sie? Zeigen Sie auf Ihren Pass ...« Als ich an der Reihe war, vergaß ich meinen Decknamen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Doch ich erinnerte mich, dass ich einen deutschen Pass hatte und deutsche Pässe grün waren. Ich zeigte auf den grünen Pass und sagte zu dem Soldaten: »Das ist meiner.« Ich öffnete ihn und wies auf das Bild. Zum Glück schöpfte er keinen Verdacht. Erst als das Flugzeug startete, atmete ich erleichtert auf.

Als ich mich später in Buenos Aires im Hotel anmelden wollte, sagte der Mann an der Rezeption: »Aha, Sie stammen also aus Hamburg.« Ich erklärte: »Ja, aus einem Dorf in der Nähe«, und nannte einen Ortsnamen, so wie meine Tarnung es vorschrieb. »Aus dem Dorf komme ich auch!«, rief der Mann erfreut. Mir wurde mulmig, denn ich wusste nichts über das winzige Nest. Niemand hatte damit gerechnet, dass ich tatsächlich jemanden treffen könnte, der dort geboren war. Ich sagte: »Hören Sie, ich habe es eilig«, und er sagte: »Keine Sorge, Sie müssen nur unterschreiben. Den Rest erledige ich.« Er gab mir das Formular, aber ich hatte meinen Decknamen schon wieder vergessen. Da ich zögerte, fragte er: »Gibt

es ein Problem?« – »Ich habe Geld in den Pass gesteckt«, behauptete ich, und er blätterte in dem Dokument, fand aber nichts. »Das ist ja furchtbar!«, rief ich. »Darf ich mal sehen?« Blitzschnell griff ich meinen Pass und schaute hinein. Mein Deckname war Walzenofer – ich habe diesen Namen nie mehr vergessen. Auf Deutsch bedeutet er nichts. Vermutlich fiel es mir deshalb damals schwer, ihn zu behalten.

Später traf ich mich mit Zvi Aharoni und Jaakov Gat. Wir fuhren mit dem Wagen zu unserem Zielobjekt, und ich sah im Dunkeln eine Person, die mit einer Taschenlampe die Straße entlangging. Schon von Weitem erkannte ich die Ähnlichkeit mit dem Mann vom Foto, das mir Isser gezeigt hatte. Die Aufnahme hatte Zvi Aharoni gemacht. »Das ist er«, sagte ich, und Zvi bremste. Wir setzten Jaakov ab, damit er ihm folgte. Sie gingen zweihundert Meter, bis unsere Zielperson zu einem Haus kam, das ich auch auf dem Foto gesehen hatte. Es handelte sich also tatsächlich um unseren Mann. Ich schaute mich um, es war stockdunkel. Nirgends gab es Straßenlaternen, keine Häuser, nichts. Es war ein einsames Sumpfgebiet, und wir hätten es nicht besser treffen können. Noch in derselben Nacht telegrafierte ich über einen Mittelsmann die vereinbarte Losung: »Es geht.«

Eine Woche später trafen sie ein: Isser, Rafi und das ganze Team. Achtzehn Tage beobachteten wir Eichmann, um herauszufinden, ob sich seine Gewohnheiten änderten. Doch er ging immer zur selben Zeit die Landstraße entlang, immer mit der Lampe und gegen den Verkehr, denn das war sicherer. Dieser Mann passte nicht in die argentinische Landschaft. Man hätte glauben können, er habe einen niederen sozialen Status, aber wir wussten, dass er in Buenos Aires öfter umgezogen war und von Mal zu Mal einfachere Behausungen wählte. Es war seine Strategie, sich allmählich unsichtbar zu machen.

Die Entführung selbst probten wir Hunderte Male in einem verlassenem Hinterhof. Für die Unterbringung des Entführten präparierten wir mehrere Häuser. Das nahm zwei oder drei Wochen in Anspruch. Rafi trainierte mit dem Team, und ich trainierte mit Rafi; am Ende bildeten wir zwei Gruppen. Eine sollte Eichmann in ihre

Gewalt bringen, die andere hinter dem Auto, in dem der Entführte saß, herfahren, falls es eine Panne hätte oder eine der vielen Straßensperren Probleme bereitere.

Jeden Abend kam er mit demselben Bus, doch am Abend der Entführung stieg niemand aus. Wir warteten auf den nächsten Bus, und mit dem kam er dann. Zwei unserer Leute überwältigten ihn und zerrten ihn ins Auto. Sie fuhren los, und ich folgte ihnen. Während der Fahrt sagte Eichmann plötzlich: »Ich bin mit meinem Schicksal im Reinen.« Offenbar war ihm klar, dass wir Israelis oder Juden waren. Dann sagte er auf Hebräisch: »Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.« Wir erschranken. Verstand er uns? Doch dies war der einzige hebräische Satz, den er kannte. Er hatte ihn vom Oberrabbiner von Budapest gelernt. Den Rest der Fahrt schwiegen wir.

Wir fuhren in Fahrzeugen mit gefälschten Diplomatenkennzeichen, und als wir in unserem Unterschlupf ankamen, begannen die Verhöre. Nur Zvi und ich konnten Deutsch. Zvi stellte ihm immer wieder dieselben Fragen, bis der Gefangene seinen wahren Namen nannte. Vorher hatte er es mit verschiedenen Tarnnamen versucht, doch schließlich gab er zu, dass er Adolf Eichmann war. Jetzt mussten wir ihn nur noch außer Landes bringen.

Ungefähr zur selben Zeit flog eine große israelische Delegation anlässlich des hundertfünfzigsten Gründungstages der argentinischen Republik nach Buenos Aires. Auch der spätere Außenminister Abba Eban war an Bord, ohne dass er den wahren Grund der Reise kannte. El Al unterhielt noch keine regelmäßigen Flüge nach Argentinien, doch für den Anlass hatte die Gesellschaft ein Flugzeug mit ihrem Chefpiloten zur Verfügung gestellt. Die Maschine wurde im Hangar geparkt, dort wollten wir Eichmann auch an Bord schmuggeln. Ich ging mehrmals den Weg zum Hangar, der von einem Soldaten bewacht wurde. Ich wollte, dass er sich an mein Gesicht erinnerte und mich ohne Kontrolle durchwinkt. Ich versuchte es zehn Mal, bis er mich durchließ, ohne meine Identität erneut zu überprüfen. Dann versuchten wir es zu mehreren. Dem Soldaten erklärte ich: »Das sind Kollegen von mir«, und er gab den Weg frei. Auch das wiederholten wir mehrmals. Am letzten Abend kam ich mit Eichmann, dem wir eine El-Al-Uniform angezogen hatten,

und drei oder vier weiteren Männern. Wieder winkte uns der Soldat durch. Zu unserem Team gehörte ein Arzt, der Eichmann eine Spritze gegeben hatte. Eichmann lag benommen auf einer Bahre, und wir gaben ihn als El-Al-Piloten aus, der plötzlich erkrankt war. Niemand stellte uns Fragen, alles ging glatt. Man sah mich und winkte uns durch. So konnten wir Eichmann an Bord bringen.

Hatten Sie das Gefühl, an einer historischen Mission beteiligt zu sein?
So bin ich nicht veranlagt. Ich konzentrierte mich auf das Gelingen der Operation: Eichmann sollte auf den Weg nach Israel gebracht und dort vor Gericht gestellt werden. Dabei spürte ich zu keiner Zeit den Hauch der Geschichte. Trotzdem war ich erleichtert, als Eichmann sagte: »Ja, ich bin Adolf Eichmann.« Ich schüttelte Zvi die Hand und fuhr sofort los, um Isser zu telegrafieren. Isser war froh, aber er sagte nichts. Er hatte bereits ein neues Projekt: Er wollte Mengele fangen.

1967 – Der Palästinenserstaat war unsere Idee

Latrun und Dschenin gefallen; der Norden der Sinaihalbinsel in israelischer Hand

Rafah, Al-Arisch, Chan Junus, Dair Al-Balah und Audscha Al-Hafir sind von der israelischen Armee besetzt. Schwere Verluste für den Feind, vergleichsweise geringe für Israel. Reiche Bestände an Waffen und Ausrüstung wurden erbeutet. (*Jediot Acharonot*, 6.6.1967)

»Was werdet ihr den Arabern geben und was von ihnen verlangen?«

... diese Frage wurde gestern dem Oberbefehlshaber der israelischen Armee, Mosche Dajan, gestellt. Seine Antwort lautete: »Wir werden Frieden geben und Frieden verlangen.« (*Jochanan Lahav, Jediot Acharonot*, 8.6.1967)

Avraham Schalom: Bis 1967 hatten wir nicht die Araber in Gaza oder der Westbank im Visier, darum kümmerte sich die Armee. Unser Dienst hatte die Aufgabe, Spionageaktionen des Ostblocks abzu-

wehren. Wir feierten schöne Erfolge, man denke an Professor Zita, den Mitarbeiter des Verteidigungsministers Aharon Cohen, den linken Politiker Israel Bar und Marcus Klingberg, den hochrangigsten KGB-Spion, der je in Israel enttarnt wurde. Letzterer wurde zwar erst in den 1980er Jahren festgenommen, doch wussten wir schon lange über ihn Bescheid. 1967 verschwanden diese Zielpersonen, da sie von den Konsulaten und Botschaften der östlichen Länder gesteuert waren, die infolge des Sechstagekrieges Israel verließen.

Es ist erstaunlich: Siebzehn Jahre hatte ich mich ununterbrochen gegen die Russen, gegen arabische und nicht arabische Geheimdienste engagiert, und plötzlich hatten wir keinen Gegner mehr! Die arabischen Staaten waren besiegt, und du fühltest dich wie ein Hund beim Hunderennen, der das Kaninchen aus den Augen verliert. Das Kaninchen verkriecht sich in einem Erdloch, und der Hund kann es nicht finden. Genauso erging es uns.

Nach 1967 arbeitete ich mich in das Palästinenserthema ein. Ich wollte herausfinden, wie sich meine Einheit nützlich machen konnte. Bei der Spionageabwehr waren die Araber nicht das brennendste Problem gewesen. Als ich nun genauer hinschaute, sah ich Dinge, die mir missfielen. Trotzdem schlug ich keinen Alarm – ich dachte, so müsse man gegen Araber vorgehen. Ich konnte die Sprache nicht und war abhängig von den Informationen, die mir die Führungsleute der untergeordneten Ebenen zukommen ließen. In mehr als 40 Jahren hatten sie gelernt, wie man mit Arabern kommuniziert – sie konnten die Sprache fließend, doch sie wussten nicht, wie man mit ihnen von Gleich zu Gleich spricht.

Wir nahmen also die Arbeit auf der Westbank und im Gazastreifen auf; unser Ziel hieß jetzt Terrorvermeidung. Eigentlich wussten wir nicht, was Terror ist, denn der Terrorismus war noch nicht sonderlich ausgeprägt. Die Bevölkerung war nicht feindselig. Auf der Westbank lösten wir die jordanischen Besatzer ab, die grausamer gewesen waren als wir. Ich erinnere mich noch an die Worte Anwar Nusseibes nach dem Sechstagekrieg: »Hör zu, ihr habt wunderbare Soldaten. Nicht wie die Jordanier, die in den Lebensmittelladen gehen, zehn Kästen Cola nehmen und nicht bezahlen wollen. Ihr bezahlt, vergewaltigt nicht und seid auch sonst anständige Kerle.«

Wir hatten damals eine Gruppe von Mitarbeitern, die auf der Westbank von Dorf zu Dorf zogen und sich mit den Einwohnern unterhielten. Wir wollten herausfinden, was sie, die »Palästinenser«, antrieb. Im Prinzip wollten wir mit Jordanien Frieden schließen und nicht mit den Palästinensern. Wer glaubte schon, dass die Jordanier nie mehr zurückkommen würden? Auf der Westbank war Nawal Chatib jordanischer Gouverneur. Wenn du in sein Haus kamst, empfing er dich wie die Königin von England. Er thronte auf einem großen Sessel, war korpulenter als ich und sprach wie ein Prinzregent, der nur dem König Rechenschaft schuldet. Und ich habe vor ihm gesessen wie ein kleiner Beamter.

Dann kam die Idee vom Palästinenserstaat auf. Den haben übrigens nicht die Araber erfunden, sondern wir! Genau wie die Hamas und die Hisbollah. Vielleicht haben wir sie nicht wirklich erfunden, doch waren wir mit Sicherheit an ihrem Entstehen beteiligt – besonders unsere Experten für Araberfragen. Solche Experten kann es überhaupt nicht geben, ebenso wenig wie Experten für Judenfragen. Am besten wissen wahrscheinlich die Araber über sich selbst Bescheid; wir Juden haben jedenfalls keine Ahnung.

Ich war von der Idee begeistert, obwohl mich das Thema als Leiter des operativen Bereichs nichts anging. Der Virus befiel mich, ohne dass ich es bemerkte. Nach und nach kam ich zur Überzeugung, dass ein Palästinenserstaat ein Teil eines Kompromisses sein könnte. Warum mich diese Vorstellung so fasziniert hat? Ich weiß es nicht, aber ein eigener Staat schien mir logischer als dauerhafte Besetzung. Was wollten wir also erreichen? Wir wussten es selbst nicht, da wir keine Weisung von oben hatten. Wenn du keine Vorgaben von der Regierung bekommst, beginnst du zu suchen wie der Hund, der das Kaninchen nicht findet.

Zynisch ausgedrückt hatten wir Glück, dass in der Zwischenzeit der Terror gedieh. Bis 1972 hatte es nur vereinzelte Anschläge gegeben, aber jetzt spitzte sich die Lage zu. Nicht nur im israelischen Kernland, sondern auch im Gazastreifen und der Westbank. Plötzlich hatten wir eine Menge zu tun. Doch wenn du dich nur auf Details konzentrierst, verlierst du den Blick für das Ganze. Damals hörten wir auf, über den Palästinenserstaat nachzudenken. Wir wurden

immer raffinierter in der Bekämpfung des Terrorismus, aber auch die paramilitärischen Zellen verfeinerten ihre Methoden. Die Folge war: Wir bekamen immer mehr zu tun, nicht nur hier, sondern auch im Ausland. Schon in den 1970er Jahren gab es so viele Anschläge, dass wir uns mit nichts anderem mehr beschäftigen konnten. Die Palästinenserfrage vergaßen wir. Es gab in Israel ohnehin keinen Ansprechpartner dafür, also ließen wir lieber die Finger davon.

In den Jahren danach konnten wir Dutzende paramilitärische Zellen hochnehmen. Ich glaube, das gelang, weil wir vergleichsweise sachte, wie mit Glacéhandschuhen, agierten. Sowohl die Armee als auch wir waren auf Agenten angewiesen, aber die Agenten arbeiteten lieber für uns, weil die Armee rüde mit ihnen umging, während wir in ihrer Sprache redeten. Wir hatten viele Agenten und viel Erfolg – so gewannen wir die Oberhand gegen den Terror. Wir hielten ihn klein, damit die Politiker machen konnten, was sie für richtig befanden. Das war wichtig, aber das Problem der Besatzung löste es nicht. Statt 20 Anschläge in der Woche gab es jetzt 20 im Jahr – das ist ein großer Unterschied.

Unsere Politiker dachten in Kategorien eines starken Volkes, das keinen Fußbreit zurückweicht und nur die eigene Sicherheit im Blick hat. Daran hat sich bis heute nichts geändert. 1974 nahm ich an einer Sitzung im Verteidigungsministerium teil, auf der es um Hebron ging. Tags zuvor hatte die Regierung Hebron zur »Stadt der Erzväter« ausgerufen, und ich fragte: »Leute, was soll der Unsinn? Dort leben hunderttausend Araber und kein einziger Jude.« Nur der extremistische Rabbiner Levinger hatte sich in dieser Stadt in der Westbank eingenistet, und ich hielt es für einen Fehler, dass man es ihm erlaubte. Levinger musste gezwungen werden, Hebron zu verlassen. Ich sagte: »Es kann doch nicht sein, dass ein Volk dauerhaft über ein anderes herrscht.« Aber ich hätte mir die Mühe sparen sollen. Ich wurde angeschaut, als wäre ich verrückt. Als übte ich Verrat am Gott Israels! Das war mir eine Lehre.

Haben Sie gegenüber politischen Entscheidungsträgern nie wieder davon gesprochen?

Ich sprach mit jedem, der es hören wollte. Premier Schamir wollte

es hören, aber nur, um mir Gelegenheit zu geben, Dampf abzulassen. Begin interessierte sich nicht für die Araber – außer für Präsident Sadat von Ägypten und die Christen im Libanon. Die Araber in Nablus sollten ihn interessieren? Wusste er überhaupt, wo Nablus lag? Auf der Landkarte vielleicht. Aber er hat sein Leben lang kein arabisches Dorf besucht, weder in den besetzten Gebieten noch im israelischen Kernland.

Auch Schimon Peres habe ich meinen Standpunkt mehr als einmal erklärt. Er gab vor, meiner Meinung zu sein, doch wie konnte er gleichzeitig Levinger erlauben, in Hebron zu siedeln? Man kann nicht einerseits überzeugt sein, dass ein Volk nicht über ein anderes herrschen darf, und andererseits den jüdischen Siedlungsbau in den arabischen Gebieten akzeptieren!

Ich begriff, dass es bei uns niemanden gab, mit dem ich reden konnte. Als Schimon Peres Premierminister wurde, änderte sich die Atmosphäre: Er sprach nicht schlecht von den Arabern, aber er handelte wie seine Vorgänger. Peres verstand es, schöne Reden zu halten und den Anschein zu erwecken, als ob ... Aber letztlich sollte alles beim Alten bleiben.

Doch lassen Sie uns weiter zurückgehen: Golda Meir, die Ministerin und Premierministerin der 1960er und frühen 1970er Jahre, war russische Jüdin und in Amerika aufgewachsen. Araber als Bürger eines palästinensischen Staates konnte sie sich nicht vorstellen. Goldas ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die Frage, wie viele Juden einwandern wollten und wie viel Geld sie nach Israel brachten. Das Gleiche galt für Levi Eschkol, der höflich zu den Arabern sprach, sich aber nie mit ihnen traf. Von allen Premierministern war Ben-Gurion der Einzige, von dem ich den Eindruck hatte, dass er die Araber respektierte – auch weil er arabische Freunde hatte. Doch Ben-Gurion blieb nicht lange im Amt.

Die Bilanz zeigt, dass gleichgültig, zu welcher Partei sie gehörten und in welchem Jahrzehnt sie regiert haben, die Premierminister Israels keinen Bezug zum palästinensischen Volk entwickelten. Weder in den Grenzen von vor 1967 noch danach. Sie sahen, dass wir durch gelegentliche Operationen den Terrorismus in Schach hielten, und das genügte ihnen.

Aus der Arbeit vor Ort erwachsen Stimmungsbilder, aber nur punktuell. Danach gefiel den Arabern die Besatzung nicht, aber sie duldeten sie und arrangierten sich. Zumindest zu meiner Zeit herrschte keine akute Gefahr eines Volksaufstands. Auf diesem Niveau hielten wir die Lage stabil, sodass die Regierung sich unmittelbar keine Sorgen machen musste. Es bestand kein Anlass, die besetzten Gebiete eilends zu räumen.

Das ist genau, was Politiker immer wollen, nicht nur in Israel, sondern auch in England und Norwegen: dass man sie in Ruhe lässt, damit sie sich den inneren Angelegenheiten widmen können, unbehelligt von den Forderungen irgendwelcher Randgruppen. Wenn du das schaffst, erntest du Lob.

Als Bereichsleiter zeigte uns Peri ständig Statistiken: Wie viele Leute wurden gefasst? Wie viele Agenten hatten wir? Wie viele Anschläge konnten wir vereiteln und wie viele nicht? Immer war das Bild rosarot. Aber es erfasste nur Bruchstücke. Eine umfassende Strategie existierte nicht, bloß Taktik.

Der Stiernacken der Sicherheitsabteilung

Israelische Delegation verlässt Deutschland. Jagd auf 15 Freischärler in München

In einem verzweifelten Befreiungsversuch haben die in den Hubschraubern festsitzenden Israelis das Feuer eröffnet.

Mit einer Sondermaschine von El Al, die gestern Abend aus Israel eingetroffen ist, verlassen in den Morgenstunden 17 Mitglieder der israelischen Mannschaft niedergeschlagen und in tiefer Trauer die Olympiastadt München. Um acht Uhr israelischer Zeit sind die Särge mit den elf Opfern des Blutbads an Bord gebracht worden ... Aus den Informationen, die ich in den vergangenen 24 Stunden sammeln konnte, geht mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hervor, dass elf Geiseln durch drei der fünf Terroristen, die sich zu dem Zeitpunkt auf der Flugbahn aufhielten, getötet wurden. Wie bereits berichtet, waren sie aus drei Hubschraubern ausgestiegen, um die für sie bereitgestellte Boeing in Augenschein zu nehmen. Dieses Flugzeug sollte sie zusammen mit den Geiseln in ein arabisches Land ausfliegen. Scharfschützen und Verbände der deutschen Polizei hatten das Feuer

auf die fünf Terroristen eröffnet, aber nur zwei von ihnen wurden getroffen.
(Dov Azmon, *Jediot Acharonot*, 7.9.1972)

Avraham Schalom: Nach dem Blutbad bei den Olympischen Spielen von 1972 wurde der Chef der Sicherheitsabteilung entlassen, und ich trat seine Nachfolge an. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich fast keinen Mitarbeiter auf seinem Posten ließ. Ich bat Josef Hermelin, den Chef des Schin Bet, die meisten zu entlassen. Von der Spitze bis zu den unteren Rängen, im Kommando wie in den ausführenden Ebenen saßen Leute, die keine Ahnung von sicherheitstechnischen Fragen hatten; auch Hermelin kannte sich nicht aus. Nur so hat die Katastrophe in München geschehen können. Heutzutage müsste der Geheimdienstchef seinen Hut nehmen. Das war das Gleiche, als wäre der Premierminister ermordet worden.

Als ich die Aufgabe übernahm, wählte ich 30 bis 40 Leute aus, die ich im Haus kannte und für geeignet hielt. Wir begannen mit der Basisarbeit und bauten die Abteilung von unten her auf. Das klassische operative Denken der Kriegsführung funktioniert auch im Sicherheitsdienst. Wir bauten einen kompletten Stab im Inland auf, jeweils einen Stab für El Al, die Marine, das Außenministerium, und all das innerhalb des Schin Bet. An alle Stellen setzten wir Kämpfer oder Führungskräfte, die früher selbst gekämpft hatten. Keine sechzigjährigen Veteranen, sondern Leute um die 30. Diese Strategie ging auf. In zweieinhalb Jahren gab es nur zehn Anschläge, aus denen wir jedes Mal als Sieger hervorgingen. Heute richtet sich die halbe Welt nach unserer Doktrin.

Doch worin besteht unsere Doktrin? Zunächst darin, gute Leute auszuwählen, die über Intelligenz und Disziplin verfügen. Wenn man ihnen einen Befehl gibt, führen sie ihn aus und schauen nicht zu wie 1995 bei der Ermordung von Premier Rabin. Du stehst die ganze Zeit unter Spannung. Wenn du einschläfst, geschieht das Unglück genau in dieser Minute. Daher trainierst du deine Leute, sprichst mit ihnen und scheust dich nicht, sie zu entlassen, wenn sie einen Fehler machen. Ich habe damals Dutzende hinausgeworfen, um Ordnung in den Laden zu bringen. Dafür haben mich alle gehasst. Es hieß, wenn ich ins Ausland fuhr, kehrte ich jedes Mal mit

einem Kopf unter dem Arm zurück. Das war natürlich ein Scherz, doch ein bisschen was war dran. In Wahrheit kam nicht ich mit den Köpfen nach Hause, denn wenn ich unsere Mitarbeiter persönlich besuchte, arbeiteten sie gut. Zur Kontrolle musste ich andere hinschicken, und die lieferten dann die Köpfe.

Sicherheit basiert zualleroberst auf Gehorsam und einem gesunden Maß an Intelligenz. Du brauchst nicht Medizin studiert zu haben, um bei uns zu arbeiten, aber du musst das, was dir aufgetragen wird, zu hundert, nicht zu 99 Prozent ausführen.

Man muss überdurchschnittlich wachsam sein. Es ist schwer, ein, zwei oder drei Stunden hintereinander alles im Blick zu behalten. Die Leute müssen regelmäßig ausgewechselt werden. Die ganze Weisheit liegt darin, an niemanden unmenschliche Ansprüche zu stellen, die seine Kräfte übersteigen. Bei einem Überfall muss man hellwach sein, sodass man den zweiten Schuss abfeuern kann. Damit das gelingt, braucht es unerbittliche Disziplin.

München, Wien, Brüssel – bei zahlreichen Überfällen ist uns der zweite Schuss geglückt. In Brüssel war es bei einem Attentat auf den Flughafen, das unser Sicherheitsoffizier glücklich beendete. Ein anderer Fall war die Entführung der El-Al-Maschine durch Laila Chalid zur Zeit des Schwarzen Septembers 1970. Sie oder ihr Komplize hatte schon die Handgranate gezückt. Stellen Sie sich mal vor, was passiert wäre, wenn sie während des Flugs hochgegangen wäre! Wir haben bombensichere Behältnisse entwickelt, in die man Sprengkörper werfen konnte, sodass sie in einem Flugzeug selbst dann keinen Schaden anrichteten, wenn sie explodierten. Wir überwältigten Laila Chalid noch in der Luft und übergaben sie nach der Landung den Briten.

Damit die Bereitschaft und die Disziplin nicht nachlassen, muss ständig trainiert werden. Das ist das A und O. Wie soll man eine derart weit verzweigte Organisation einsatzbereit halten, wenn man allein in seinem Sessel in Tel Aviv sitzt? Nur mit ständigem Drill! Da ich viel fliege, kann ich beobachten, wie das am Flughafen von Tel Aviv funktioniert. Sie wissen nicht, wer ich bin, und ich kann sehen, wie angespannt sie sind. Nicht, dass ich ein Terrorist sein könnte – sie sehen, dass ich keiner bin. Aber ich könnte jemand sein, der sie testet. Nicht nur ich, sondern jeder Passagier. Sie denken: Vielleicht stellt

mich dieser Mann auf die Probe. Das steigert ihre Aufmerksamkeit. Sie kontrollieren schärfer und nehmen Verdächtige in die Mangel.

In Tel Aviv ist das extrem. Sobald dir jemand suspekt ist, ist er verloren und sitzt mindestens eine Stunde fest. Vor allem wenn er Araber ist. Ich verstehe nicht, wie sie das aushalten; ich könnte das nicht. Es ist erniedrigend. Aber was soll man tun? In einem Land, in dem der Premierminister mit 20 oder 30 Männern geschützt werden muss, ist alles verloren.

Die Ernennung

Nach drei Jahren als Leiter der Sicherheitsabteilung wurde Avraham Schalom 1975 Stellvertreter Josef Hermelins, des Chefs des Inlandsgeheimdienstes Schin Bet. Kurz darauf wurde Hermelin von Avraham Achituv abgelöst, zu dem Schalom kein einfaches Verhältnis hatte. Ungeachtet dessen und trotz Schaloms Mangel an Erfahrung in der Araberfrage empfahl Achituv dem Premierminister, diesen zu seinem Nachfolger zu machen.

Avraham Schalom: Als Achituv's Ausscheiden bevorstand, verlangte Premier Begin, dass er zwei Kandidaten für die Nachfolge präsentierte. Er sagte zu ihm: »Erzähl mir nicht, wie der nächste Schin-Bet-Chef heißt, sondern bring mir zwei Kandidaten, und ich wähle einen aus.« Achituv brachte meinen und noch einen anderen Namen ins Spiel. Begin lud uns einzeln zum Vorstellungsgespräch ein, und weil er krank war, empfing er mich im Schlafanzug. Er schien das Gespräch zu genießen, doch ich glaube, dass er seine Entscheidung schon vorher gefällt hatte. Auch der andere Kandidat hat ihm scheinbar geraten: »Nimm Avraham.« So hieß es zumindest später. Schon am nächsten Tag erhielt ich die Mitteilung, dass sich Begin für mich entschieden hatte.

Ich versuche zu verstehen, wie jemand, der sich mit der Palästinenserfrage nicht auskennt, Direktor des Sicherheitsdienstes werden kann.

Avraham Schalom: Tatsächlich hatte ich mich damit nur aus der operativen Perspektive der Terrorismusbekämpfung beschäftigt, aber

nicht aus informationstechnischer Sicht. Das war Achituvs Bereich. Ich übernahm zwar einmal zwei Monate lang Führungsaufgaben im Gazastreifen, doch nur weil der Zuständige krank geworden war. Als ich 1980 an die Spitze des Schin Bet aufstieg, ging ich nach einem halben Tag im Büro jeweils anderthalb Tage hinaus ins Feld, sprach mit den Verbindungsleuten und schaute mir die Araber aus der Nähe an. Nach drei oder vier Monaten wusste ich, wie die Sache lief.

Juval Diskin: Avraham wurde nicht respektiert, sondern gefürchtet. Selbst von uns. Er war ein Kraftpaket, klug und überaus scharfsichtig. Auch stur, nicht zu Kompromissen neigend und durchsetzungsfähig. Wenn ihm etwas missfiel, rollten Köpfe. Manchmal besuchte er die Einheiten vor Ort und stellte Fragen, die keiner beantworten konnte. Er saß vor dir und wollte plötzlich wissen, wie viele Dozenten die An-Nadschah-Universität in Nablus hatte. Woher sollte ich das wissen? Zählte ich sie jeden Tag? Dann gab mir Jaakov Peri, der Bereichsleiter, einen Tritt und antwortete an meiner Stelle: »Avrum, es sind 60.« Darauf Avraham zu mir: »Du wusstest nicht, dass es 60 sind?« Damit war das Gespräch beendet. Später nahm mich Peri zur Seite und sagte: »Verstehst du nicht? Wenn Avraham fragt, antworte! Sag irgendetwas! Sonst nimmt er uns unsere Posten.«

Karmi Gilon: Avraham leitete den Schin Bet in einer für den Staat Israel schwierigen Phase. Er kam 1981 ins Amt. Ein Jahr später brach der Libanonkrieg aus, unsere Armee drang bis in den Norden von Beirut vor, und der Schin Bet, zu dessen Aufgabenbereich die besetzten Gebiete gehörten, war auf einmal auch für die innere Sicherheit im Libanon zuständig, für den Schutz unserer Truppen. In Windeseile richtete Avraham Sektoren um Tyros, Sidon, Beirut, Aleih und Nabatija ein und rekrutierte Agenten, sodass unser Geheimdienst im Libanon innerhalb kürzester Zeit genauso gut aufgestellt war wie auf der Westbank. Natürlich mussten wir Verluste hinnehmen. Man denke an die Katastrophe von Sidon und die blutigen Zwischenfälle in Tyros, trotzdem war die Zahl der vereitelten Anschläge beachtlich. Der Schin Bet genoss außerordentlichen Res-

pekt bei der Armee, aber auch beim Verteidigungs- und Premierminister.

Avraham Schalom: Der Inlandsgeheimdienst hatte im Libanon eigentlich nichts zu suchen. Aber eines Morgens wachte Begin auf, und sein militärischer Sekretär, Efraim Poran, kam zu ihm und meinte: »Dort kommen Soldaten ums Leben, schick den Geheimdienst hin, damit er Ordnung schafft.« Ungefähr so hat es sich abgespielt. Begin rief mich zu sich und sagte: »Poran will, dass ihr in den Libanon geht.« Offensichtlich war es nicht seine Idee. Ich sagte: »Ich kann zehn Leute bereitstellen, aber das wird nicht ausreichen.« Doch Begin erwiderte: »Es ist ein Anfang. Wir werden sehen, was daraus wird.«

Auf die Realität, mit der wir im Libanon konfrontiert wurden, waren wir nicht vorbereitet. Wir glaubten, wir bekämen es mit den Schiiten im Süden zu tun, die die Fatah vertreiben wollten und zu unserer Begrüßung Reis und Bonbons streuten. Aber dann ging der Terror los, und es kam zu den beiden Attentaten von Tyros, bei denen wir 20 gute Männer verloren. Das war ein schwerer Schlag!

Wenn etwas Begin zerstört hat, war es der Krieg im Libanon. Er konnte sich das nicht verzeihen, und ich weiß nicht, ob er verstanden hat, dass Verteidigungsminister Scharon und Generalstabschef Raful Eitan ihn manipulierten. Sie nahmen ihn jeder an einer Hand und führten ihn, wohin sie wollten. Er bemerkte es anfangs nicht, und als ihm klar wurde, dass er sich mitten in einem Krieg befand, weil man ihn falsch informiert hatte, machte ihn das krank. Scharon und Raful haben ihn hintergangen. Ich glaube, dass er am Ende seines Lebens einen Verdacht hegte. Bevor er aus dem Amt schied, haben wir uns einige Male unterhalten. Er sagte, es tue ihm leid. Er verstand nicht, dass es so viele Opfer gab. Ihm gegenüber hatte man von 30 Opfern gesprochen, ich sprach von 300, und am Ende waren es 600. Das hat ihn innerlich aufgefressen.

Bei der Frage, ob Israel in den Libanon einmarschieren sollte, hatten Sie als Chef des Geheimdienstes kein Mitspracherecht?

Nein, der Schin Bet beschäftigte sich noch nicht mit dem Libanon.

Nur der Mossad war dort aktiv und setzte auf die Christen. Das war ein Fehler von Leuten, die keine Menschenkenntnis besaßen. Die libanesischen Christen waren die Letzten, denen ich vertraute. Einmal nahm ich an einem Abendessen teil, bei dem sich die Leute vom Mossad mit Baschir Gemayel und seinem Gefolge trafen. Begin sagte zu mir: »Ich will, dass Sie sich die Libanesen anschauen, auch wenn das nicht offiziell in Ihren Bereich fällt.« Ich ging zu dem Essen, und tags darauf fragte Begin: »Wie war Ihr Eindruck? Haben Sie gesehen, wie sie essen? Wie Europäer!« Ich antwortete: »Ja, es sind Gangster mit französischer Lebensart.« Begin war erstaunt, wie ich von ihnen sprach, doch ich sagte: »Sie haben nach meinem Eindruck gefragt.«

Bei dem Abendessen sagte Gemayel zu mir: »Ich, Baschir Gemayel, sitze neben dem israelischen Geheimdienstchef? In zwei Wochen bin ich Präsident des Libanons!« Doch zwei Wochen später war er tot. Als man mich fragte, wer den Krieg gewinnen würde, sagte ich: »Natürlich die Schiiten. Sie sind fest entschlossen, nicht wie die Christen, die eigentlich nicht kämpfen wollen.«

Warum hat niemand auf Sie gehört? Manche Leute behaupten, Ihre Stimme habe in den Kabinettsitzungen durchaus Gewicht gehabt. Das ist Unsinn.

Es heißt, alle hörten zu, wenn Sie sprachen.

Ja, weil ich aufhörte zu sprechen, wenn mir jemand ins Wort fiel. Das verschafft dir Respekt.

In sicherheitspolitischen Fragen sollen Sie großen Einfluss gehabt haben.

Das ist übertrieben. Manchmal wurden meine Ansichten geteilt, manchmal nicht, und nicht immer habe ich sie offen zum Ausdruck gebracht.

Sie hatten nicht mehr Einfluss als andere?

Nein, ich nahm nur öfter als meine Vorgänger an den Kabinettsitzungen teil. Josef Hermelin war vielleicht zwei Mal im Jahr anwe-

send, während ich zwei oder drei Mal in der Woche hinging. Es waren die Regierungschefs, die mich riefen; ich bot mich nie selbst an. Sie vertrauten mir, weil ich keine politischen Ambitionen hegte, weder im Likud noch in der Arbeiterpartei. Einem solchen Mann zuzuhören, ist nicht schwer, denn er stellt keine Bedrohung dar.

Löste es im Kabinett Diskussionen aus, wenn Sie Fragen aufwarfen, die Ihre Arbeit betrafen?

Normalerweise einigte ich mich vorher mit dem Premierminister, und das wurde an das Kabinett weitergegeben. Manchmal regte sich Widerstand. Ich glaube, Demjanjuk war solch ein Fall. Ich war dagegen, ihn herzubringen, und wer hat sich durchgesetzt? Die Partei. Der Likud wollte einen Erfolg, der an die Eichmann-Geschichte heranreichte.

Karmi Gilon: Ich glaube, dass Avraham für Premier Begin und später auch für Schamir der wichtigste Mann ihres Sicherheitsschirmes war. Ich würde sagen, nach den Jahren, in denen der Mossad die treibende Kraft war, entschied zu Avrahams Zeit der Schin Bet. Was mit Avraham passierte, ist Folgendes: Er fühlte, dass er machen konnte, was er wollte. Avraham hatte eine außergewöhnliche Karriere hinter sich und eine Machtfülle erreicht wie kein anderer Schin-Bet-Chef bis Juval Diskin. Das führte auch zum Desaster mit dem Bus der Linie 300. Solche Skandale sind nur möglich, wenn jemand alle Maßstäbe verloren hat.

Die Affäre um den Bus der Linie 300

Der Verteidigungsminister hat eine Untersuchungskommission zur Aufklärung der Geschehnisse rund um die Entführung des Überlandbusses gebildet

Verteidigungsminister Mosche Arens hat gestern eine Untersuchungskommission einberufen, um die Umstände des Todes der beiden Terroristen aufzuklären, die vor zwei Wochen den auf dem Weg nach Aschkelon entführten Bus lebend verlassen hatten. Den Vorsitz übernimmt Reservegeneral Meir Soarea, bis vor Kurzem Inspekteur des Verteidigungsministeriums. Die Kommis-

sion soll herausfinden, was in den beiden Stunden geschehen ist, nachdem die israelischen Soldaten die Kontrolle über den Bus gewannen. Wie berichtet, hatten westliche Zeitungen aufgrund der Aussagen von vor Ort befindlichen israelischen Reportern gemeldet, dass zwei Entführer nach Beendigung der Geiselnahme noch lebten. Der Sprecher des Verteidigungsministers teilte gestern mit, die Untersuchungsergebnisse würden veröffentlicht, sobald sie dem Verteidigungsminister vorlägen. (*Chadaschot*, 27.4.1984)

Jaakov Peri: Die Affäre um den Überlandbus brach eines schönen Tages über mich herein, als ich zum Mittagessen in meine Wohnung in Jerusalem kam. Über das rote Telefon erhielt ich einen Anruf von General Uri Or, der mir mitteilte, ein Bus sei auf dem Weg von Tel Aviv nach Aschkelon entführt worden. Straßensperren seien errichtet worden, doch der Bus habe sie umfahren. Einige Verfolger hätten geschossen, aber der Bus steuere, von Hubschraubern begleitet, auf Gaza zu. Ich legte auf und fragte mich, was ich damit zu tun hatte. Es gab einen Bereichsleiter, einen Geheimdienstchef und einen Befehlshaber vom Heereskommando Süd – also lag die Sache nicht in meiner Hand, und ich blieb zu Hause. Später hieß es, durch diese Zurückhaltung hätte ich die Krone des Schin-Bet-Chefs erworben.

Avi Dichter: Der entführte Bus hielt bei Dair Al-Balah, das zu meinem Sektor gehörte. Ich war mit meiner Familie im Urlaub in Eilat. Eines Morgens rief man mich an und berichtete mir von dem Anschlag. Ich wollte zurückfahren, doch man sagte: Das ist nicht nötig, die Kommandoeinheit des Generalstabs wird in Kürze den Bus stürmen. Später hieß es: Sie sind in den Bus eingedrungen und haben zwei Terroristen zum Verhör mitgenommen. Und dann schaltete ich die Nachrichten ein und hörte, dass alle Entführer tot seien. Ich erinnere mich, dass ich zu meiner Frau sagte: Die Sache stinkt.

Avraham Schalom: Als der Bus entführt wurde, war ich in Haifa. Man sagte mir: Komm. Also fuhr ich hin. Als ich ankam, sah ich einen

Autobus mit vier Entführern, die wie Freizeitterroristen wirkten. Einer hielt ein Gefäß mit einer Flüssigkeit in der Hand und bedrohte damit die Leute, doch niemand wusste, ob es Gas war oder bloß Wasser.

Die Armee nahm die Sache in die Hand. Sie erschoss zwei Entführer und holte zwei weitere offenbar noch lebend aus dem Bus. Dann haben die Soldaten die beiden Überlebenden zusammengeschlagen. Als wir sie übernahmen, sahen sie nicht wie auf dem berühmten Foto aus, das vor der Misshandlung aufgenommen wurde. Man hatte ihnen sämtliche Knochen gebrochen – ein Akt von Lynchjustiz.

Haben Sie sie in diesem Zustand gesehen?

Nein, ich gab den Befehl, sie zu eliminieren. Ich hatte die Erlaubnis des Premierministers, in solchen Fällen selbst zu entscheiden. Ehud Jatom, den Chef der operativen Abteilung, fragte ich: »In welchem Zustand sind sie?« Er sagte: »So gut wie tot« – oder dass die Soldaten gesagt hätten, sie seien so gut wie tot. Und ich sagte: »Verpasst ihnen noch einen Schlag, und dann ist Schluss.« Aber Jatom tat, was er inzwischen zugegeben hat. Ich erfuhr davon ein Jahr später. Hätte ich gewusst, was er tun würde, hätte ich es unterbunden. Aber nachher ist man immer klüger.

Was hat er getan?

Ich weiß es nicht genau, doch wie es scheint, hat er einen Stein genommen und ihre Schädel zertrümmert. Allerdings waren sie nicht mehr bei Bewusstsein. Ich weiß nicht, in welchem Zustand sie waren. Wenn ich geahnt hätte, dass es so endet, hätte ich nie die Erlaubnis erteilt. Er war Abteilungschef und hatte gelernt, wie weit er gehen durfte. Natürlich konnte er sich nicht weigern, wenn ein Befehl ihm nicht passt. Aber es waren weitere Männer seines Ranges anwesend, und keiner hielt ihn zurück.

Bis heute habe ich gewisse Zweifel, was den Vorfall betrifft. Ich fragte ihn später: »Warum hast du es getan, wenn du wusstest, dass sie noch lebten? Ich war nicht dabei, aber du hast sie aus der Nähe gesehen. Du bist Abteilungschef und kein Grünschnabel ...« Wahr-

scheinlich war Jatom aufgebracht und hat selbst den Befehl gegeben, als er mit ihnen auf dem Lastwagen fuhr. Auch Nachman Tal war dabei und zwei oder drei weitere Männer. Mir zog es die Schuhe aus, als ich hörte, was er vor der Untersuchungskommission sagte. Ich hatte nicht geglaubt, dass er so reagiert. Wie konnten sie sie umbringen, wenn er gesehen hat, dass sie noch lebten? Aber er blieb bei seiner Darstellung, dass sie schon tot gewesen seien. Bis heute weiß ich nicht, was wirklich geschehen ist.

Aber Sie hatten befohlen, die Entführer zu töten ...

Erst, als man mir sagte, dass sie erledigt seien.

Das ist unlogisch. Sie befahlen, jemanden zu töten, der bereits tot war?

Nein, ich behaupte nur, dass man mir gesagt hat, die beiden Terroristen seien erledigt. Aber das wird sich nie mit Sicherheit klären lassen. Als ich die Fotos in der Zeitung sah, ahnte ich, was geschehen war.

Warum haben Sie befahlen, sie zu töten?

Weil ich nicht wollte, dass sie lebend davongingen. Im israelischen Kernland war es der erste Anschlag seit Langem, doch anstatt alle Entführer auszuschalten, hatte die Armee nur zwei erwischt. Das war eine Panne. Ich wollte keine neuen Prozesse, die den Terrorismus anheizten. Zu dem Zeitpunkt gab es fast keinen Terror mehr, außer vielleicht im Libanon. Alle waren verurteilt und im Gefängnis. Ein Prozess hätte neue Helden hervorgebracht. Das wollte keiner, und ich war überzeugt, dass wir unsere Arbeit vollständig machen mussten. Außer Premierminister Schamir war niemand eingeweiht. Aber er wusste Bescheid; auf seine Anweisung handelte ich. Er hatte mir Monate zuvor sein Plazet gegeben.

Wie lautete seine Weisung?

Terroristen zu beseitigen, wenn ich es für richtig befand.

Der Premierminister hat es erlaubt?

Nicht in diesem konkreten Fall, sondern generell.

Jeder Terrorist, der gefasst wurde, sollte getötet werden?

Nein, nicht jeder, sondern nur wenn ich es für angebracht hielt. Ich habe Schamir nachher darüber berichtet, und er hat gesagt: »Es ist gut, dass ihr das getan habt.« Seine Devise lautete: Nur ein toter Araber ist ein guter Araber. Er war zufrieden, und damit war die Sache für mich beendet.

Anfangs blieb Schamir ruhig und sagte: »Dumm, dass ihr dabei fotografiert worden seid, aber wir halten euch aus der Sache raus.« Und das versuchte er auch zusammen mit Peres und Rabin. Alle drei bemühten sich, dass nichts nach außen drang, doch auf Dauer konnten sie es nicht verhindern. Natürlich hat dabei jeder an sich und die eigene Partei gedacht. Schamir gehörte zum Likud, Peres und Rabin zur Arbeiterpartei. Schamir ging zu Peres und Rabin, der damals sein Verteidigungsminister war, und sagte: »Auch ihr habt schon solche Befehle gegeben. Wenn ihr jetzt den Likud im Stich lasst, ziehen wir euch mit in den Abgrund.« Sie handelten gemeinsam, ohne die Armee, den Rechtsberater der Regierung oder sonst jemanden einzubeziehen. Sie sagten mir, was ich tun und wie ich reagieren sollte. Ich unternahm nichts ohne Absprache und war sicher, dass sie hinter mir standen. Und das taten sie wirklich. Ein Jahr drang nichts nach außen, bis drei ehemalige Mitarbeiter unseres Dienstes den Vorfall mithilfe der Rechtsberaterin der Regierung ans Licht zerrten. Das war Dorit Beinisch, die später Präsidentin des Obersten Gerichtshofes wurde. Ich habe nicht erwartet, dass die Politiker einfach aussteigen und behaupten würden, sie hätten von nichts gewusst.

Jaakov Peri: Ich erkläre mir das so: Bei Avraham hatten sich die Grenzen verschoben. Was fiel unter seine Entscheidungshoheit, und wofür benötigte er eine Erlaubnis? Aber das ist nur meine bescheidene Annahme. Natürlich hat mir Avraham nie sein Herz ausgeschüttet und erklärt, wie es wirklich gewesen ist. So etwas passiert, wenn der Geheimdienstchef eine dominierende Stellung im politischen System erlangt. Davor muss man sich in Acht nehmen, weil die Grenzen sonst tatsächlich verschwimmen. Normalerweise ist das Verhältnis zwischen Politik und Geheimdienst klar geregelt: Die Politik

ist der Steuermann. Jeder Schritt, der vom üblichen Schema abweicht, muss mit der politischen Ebene abgestimmt werden.

Auch wenn es darum geht, jemanden zu töten?

Selbstverständlich. Schon bei kleineren Dingen ist eine Absprache nötig.

Avraham Schalom behauptet, er habe die Erlaubnis des Premierministers gehabt.

Es gab keine Generalvollmacht. Nehmen Sie die gezielte Verleitung von Terrorakten: Für jeden Schritt braucht man eine Weisung von politischer Ebene. Das Gleiche gilt für Abhörmaßnahmen, und es gibt keinen Grund, warum es bei der Entführung des Busses anders gewesen sein soll. Vielleicht kann man als Chef des Geheimdienstes manchmal voraussehen, was der Premier oder sein Minister sagen wird. Trotzdem liegt die Entscheidungsgewalt nicht bei einem selbst.

Kann es vorkommen, dass der Premierminister mit dem Geheimdienstchef im November etwas vereinbart, das im März nicht erneut bestätigt werden muss?

Wenn Vereinbarungen getroffen wurden, musst du trotzdem Bescheid geben, denn der politische Hintergrund kann sich verändert haben. Vielleicht ist die Operation für den Premierminister aus politischen Gründen nicht mehr opportun. Du musst ihm die Sache vorlegen, vor allem wenn sie sich hinzieht und wie bei der Entführung des Busses genug Zeit ist, sich zu beraten, Fragen zu stellen und zu berichten. Hier ist der Fall eindeutig, umso mehr als es darum ging, Menschen zu töten.

Avraham, warum riefen Sie an jenem Abend nicht bei Schamir an?

Avraham Schalom: Ich telefonierte mit seinem Sekretär. Ich konnte den Premierminister um zwölf Uhr nachts nicht wecken, nur um ihm zu sagen, dass die Entführer erledigt seien.

Benötigten Sie keine Genehmigung von ihm?

Ich war nicht der Ansicht, und Schamir sah es genauso.

Sie brauchten ihn also nicht anzurufen und konnten allein entscheiden?

Alle wussten, dass ich es durfte. Am Tag nachdem mir Schamir freie Hand gegeben hat, berief ich den Stab ein und informierte ihn. Das war ein halbes Jahr vor der Entführung.

Vor welchem Hintergrund gab Ihnen Schamir freie Hand?

In Israel und dem Libanon wurden gerade Anschläge verübt oder geplant. Ich musste handeln und konnte ihn in ein oder zwei Fällen nicht erreichen. Daraufhin sagte er: »Wenn du mich nicht erreichen kannst, entscheide allein.« – »Du gibst mir dein Okay?«, hakte ich nach, und er sagte: »Ja.« Damit hatte mich Schamir bevollmächtigt, und ich machte Gebrauch davon.

Gab es Fälle, in denen Sie Schamir anriefen und fragten, ob Sie Leute erschießen dürften, und er es genehmigte?

Ja.

Vor dem Zwischenfall mit dem Bus der Linie 300?

Sowohl vorher als auch danach.

Auf israelischem Staatsgebiet?

Daran erinnere ich mich nicht.

Avraham, Sie erinnern sich sonst an alles! Ging es vorher um den Libanon, und der Bus der Linie 300 war der erste Fall in Israel?

Das kann sein, doch ich weiß es nicht mehr.

Wirklich nicht?

Nein. Jitzchak Schamir hatte eine Haltung gegenüber dem Terror, die meiner sehr ähnlich war. Ich kam vom Palmach und er vom Lechi – wir sprachen wie Waffenbrüder, obwohl wir zu verschiedenen politischen Lagern gehörten, aber das störte uns nicht. Kennengelernt haben wir uns beim Mossad.

Er hatte Sie also ermächtigt. Nach welchen Kriterien entschieden Sie?
Mein Kriterium bestand darin, dass ich in der Lage sein musste, jede Entscheidung zu erklären. In Gaza zum Beispiel sollte der Terrorismus nicht siegen. Wenn die Entführer überlebt hätten, hätte es einen jahrelangen Prozess gegeben, in dem sie zu Märtyrern stilisiert worden wären. So wurden sie begraben, und Israel hatte Ruhe.

Sie wollten weitere Anschläge vermeiden.

Genau. Außerdem glaube ich, dass wir noch Kriegsgefangene im Libanon hatten. Wenn du einen Terroristen töten kannst, solltest du es tun. Das ist logisch. Man verließ sich darauf, dass ich sinnvoll mit meiner Freiheit umging, aber ich habe einen Fehler gemacht: Ich bemerkte die Fotografen nicht. Ich habe keine Gewissensbisse, weil ich Terroristen ausschalten ließ, die ohnehin schon erledigt waren. Doch wenn ich gewusst hätte, dass sie fotografiert wurden, hätte ich den Befehl nicht erteilt.

Es waren Menschen, die mit erhobenen Händen herauskamen ...

Ob mit erhobenen Händen oder Füßen – das interessierte mich nicht. Sie sollten getötet werden, und die Armee hat einen Fehler gemacht. Hätte man es der zivilen Antiterrorereinheit überlassen, wären alle Entführer sofort liquidiert worden.

Später sagte Schamir: »Ich wusste, was ein Premierminister wissen muss.« Was soll das heißen? Kann er selbst entscheiden, was er weiß und was nicht? Ich hatte ihm alles erzählt und wollte, dass er sagte, dass er von Anfang an eingeweiht war. Der Skandal gefährdete den Geheimdienst. Außerdem hatten wir schon oft solche Dinge gemacht, nicht mit einem Stein, aber mit anderen Methoden.

Der Sicherheitsdienst hat solche Dinge öfter gemacht? Was meinen Sie damit?

Dass Araber umgebracht wurden. Wie in Ihrem Film.

Also wie mit Drohnen?

Jede Zeit hat ihre eigenen Techniken. Bevor ich Direktor des Schin Bet wurde, passierten schlimmere Dinge ...

Die ganze Zeit suchte ich jemanden, der Schamir erklärte, dass er zugeben musste, involviert gewesen zu sein. Eines Tages fragte mich Nachman Tal, der für die Operation zuständige Schin-Bet-Kommandant, ob die Männer, die auf dem Lastwagen waren und sahen, wie Ehud Jatom die Araber erschlug, den Mund halten würden; Schamir habe sich danach erkundigt. Ich erwiderte: »Warum hast du das nicht früher gesagt? Die ganze Untersuchung wäre anders verlaufen!« Wenn es nach Dorit Beinisch ging, sollten wir sagen, wir hätten die Araber umgebracht. Elf Leute sollten relegiert werden, dann würde die Akte geschlossen. Die Regierung war dagegen, das heißt Rabin, Peres und Schamir, die immer am selben Strang zogen. Beinisch und ihr Vorgesetzter, Jitzchak Samir, behaupteten, der Premierminister habe Bescheid gewusst, aber nicht zugestimmt. Ich protestierte: »Wie konnte ich dann meinen Stab ein halbes Jahr vor der Entführung von seiner generellen Zustimmung unterrichten?« Da sagte Ruven Chasak, der stellvertretende Chef des Schin Bet: »Ich hatte es so verstanden, dass die Erlaubnis nur für den Libanon galt.« Unterdessen übte die Partei Druck auf Schamir aus: Wir können einpacken, wenn du zugibst, was Chasak behauptet hat, nämlich dass du es gewusst hast und später fragtest, ob die Beteiligten den Mund halten würden. Es wäre das Ende des Likud.

Galt die Vollmacht, die Schamir Ihnen erteilt haben soll, für den Libanon?

Vom Libanon war nicht explizit die Rede.

Aber aus Ihrer Sicht umfasste die Vollmacht alle Regionen ...

Ja.

Und wenn Sie sagen, zu jener Zeit seien weitere Terroristen liquidiert worden, sprechen Sie vom Libanon oder auch vom israelischen Staatsgebiet?

Von den besetzten Gebieten.

Also von der Westbank und Gaza.

... und dem Libanon.

Und dort hat der Sicherheitsdienst das gemacht.

Ja.

Avi Dichter: Die Affäre um den Überlandbus veranschaulicht exemplarisch eine Entwicklung, an deren Ende jemand glaubt, andere töten zu dürfen. Ich kenne den Wortlaut der Weisung des Premierministers nicht, doch wird deutlich, dass so etwas passiert, wenn es niemanden gibt, der innehält und sagt: Diesen Befehl führe ich nicht aus, weil er nicht rechtens ist.

Ami Ajalon: Was haben wir getan? Wir töteten einen Terroristen, der gefesselt war und keine Bedrohung mehr darstellte. Im Inlandsgeheimdienst kannte man in jenen Jahren keine »illegalen Befehle«, während sich dieser Sprachgebrauch in den Streitkräften nach dem Massaker von Kafr Qasim bereits durchgesetzt hatte. 47 Zivilisten, alte Menschen, Frauen und Kinder, mussten ermordet werden, damit wir verstanden, dass Gehorsam Grenzen hat und man manchmal das Recht hat, Befehle zu verweigern. All dies hatte den Geheimdienst auch Jahrzehnte nach Kafr Qasim noch nicht erreicht. Wir waren inzwischen in den 1980er Jahren, der Schin Bet bekämpfte den Terror, und die Anschläge waren überaus blutig – sowohl im besetzten Gazastreifen als auch in den Gebieten von Judäa und Samaria auf der Westbank. Die Fehler des Schin Bet resultierten nicht daraus, dass seine Mitarbeiter böse veranlagt waren – sie überschritten die Grenzen des in der Demokratie Erlaubten nur um der Sicherheit willen. Die nie endende Pflicht, die Bürger Israels zu beschützen, brachte die Geheimdienstleute dazu, unerträgliche Verbrechen zu begehen. Darüber wurde in den 1980er Jahren im Schin Bet nicht diskutiert, und doch war es ein Thema, über das man unbedingt sprechen musste. Natürlich tat es weh, an die Wunde zu rühren, die die Affäre um den entführten Bus hinterließ, wegen der sogar der Chef des Geheimdienstes abberufen wurde.

Avi Dichter: Als Direktor des Schin Bet rief ich alle Beteiligten zu mir. Anfangs wollte Avraham nicht kommen, aber ich überzeugte ihn. Es war einer meiner wichtigsten Schritte, um die Affäre abzuschließen.

Ich lud alle in den Kibbuz Zova ein, und es fand eine ernsthafte Diskussion statt, ein echter Klärungsprozess. Wir saßen zusammen und analysierten den ganzen Vorfall. Und Avraham gestand ein, dass er Fehler gemacht hatte. Später setzte ich durch, dass die Affäre um den Bus der Linie 300 Thema in unseren Schulungen wurde. Ich glaube, dass letztendlich alle verstanden, dass ihr Handeln gegen das Gesetz verstieß, bis auf einen, der bis heute nichts dazugelernt zu haben scheint. Die anderen sahen ein, dass ihr Handeln falsch war und dadurch die ganze Organisation auf die schiefe Bahn geriet. Sicherlich war es das schlimmste Trauma, das der Schin Bet je erlebt hat. Die Entscheidungsprozesse von der Spitze abwärts waren gestört.

War sich wirklich niemand bewusst, dass bestimmte Befehle gegen das Gesetz verstießen?

Avraham Schalom: Die Frage ist falsch gestellt. Darauf kann ich nicht antworten.

Warum?

Weil es unmöglich ist, darauf ehrlich zu antworten.

Das verstehe ich nicht.

Die Frage ist problematisch. Mehr möchte ich nicht sagen.

Das heißt, es hat diesen Begriff nicht gegeben?

Ich kann mich nicht erinnern. Wahrscheinlich sind solche Fälle vorgekommen, aber sie wurden nicht aufgedeckt. Daher stand nichts davon in den Zeitungen.

Sie sagen, es hat im Laufe jenes Jahres Fälle gegeben ...

Im Laufe jenes Jahres ...?

Schon vorher?

Vorher und nachher.

Aber sie wurden nicht aufgedeckt.

Nein.

Und die Verantwortlichen wurden nie bestraft.

Auf Fragen, die dem Staat Israel schaden, kann ich nicht eingehen.

Linie 300 – Vertuschung

Widersprüchliche Aussagen des Premierministers und des Geheimdienstchefs

Der vormalige Chef des Schin Bet, Avraham Schalom, sagte bei der polizeilichen Vernehmung, es habe Kontakte zwischen Jitzchak Schamir und der Führungsspitze des Geheimdienstes gegeben. Es sollte verhindert werden, dass Personen, die in die Tötung der Entführer des Überlandbusses 300 verwickelt waren, vor der Sorea-Kommission Einzelheiten verrieten. Schalom zufolge erstattete er dem Premierminister wenige Tage nach dem Zwischenfall persönlich Bericht und sprach dabei auch von der Tötung der Terroristen. Schalom behauptet, einige Zeit vor der Entführung eine umfassende Vollmacht des Premierministers erhalten zu haben, Terroristen zu liquidieren. (Orli Azoulay Katz, *Jediot Acharonot*, 4.9.1986)

Avi Dichter: Als die Untersuchungskommission 1986 ihre Arbeit aufnahm, suchten mich mehrere junge Männer zu Hause auf und sagten: »Wir müssen eine Aussage machen, und es soll ein vorbereitetes Gespräch stattfinden.« Ich wusste sofort, was das bedeutet. Man wollte sie manipulieren und ihre Aussagen abstimmen. Zu zweien sagte ich: »Letztendlich dürft ihr nicht lügen. Ihr müsst später noch guten Gewissens in den Spiegel schauen können.« Ich glaubte, sie überzeugt zu haben, aber sie sagten so aus, wie es im Vorgespräch festgelegt wurde. Wenn ich den beiden heute in der Stadt begegne, wechseln sie die Straßenseite, um mir nicht in die Augen zu sehen.

Jaakov Peri: Ich fragte mich damals, was ich tun würde, wenn mich Avraham, der Direktor des Hauses, rief und von mir verlangte, eine bestimmte Version zu erzählen, die falsch oder unvollständig war. Wäre ich dazu bereit? Der Geheimdienst ist ein Biotop. Und er wirkt wie ein Treibhaus, das dich wärmt und umschmeichelt, und wenn der oberste Boss kommt und um etwas bittet – wer würde dann aufstehen und sagen: »Ich weigere mich.«